Der
Patriot
in Baiern.

Eine Wochenschrift
mit Kupfern.

Mit Churfürstl. allergnädigster Freyheit.

München 1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Et ueniam pro laude peto, laudatus abunde,
Non faſtiditus ſi tibi Lector ero.

OVID.

Zuschrift
an das
Vaterland.

Diese Blätter sind dir eigen, wer-
thes Vaterland! ehe sie beynahe das Tageslicht erblicken. Und wer hat eben mehr Recht darauf, als du? Dir zu Liebe sind sie geschrieben. In deinem Schoose sind sie gebohren. Wem soll nun die Geburt mehr eigen seyn, als jener Mutter, die den Verfasser selbst gebohren hat?

Nimm also, wertheste Mutter! dies-
ses Zeugniß der Liebe, dieses Zeugniß der Dankbarkeit von einem Sohne auf, der für das Wohl seiner Brüder eifert.

Machet dir das Werk selbst keine Ehre, so kann dir doch mein guter Wille nicht anders, als sehr angenehm seyn. Bin ich nicht fähig genug, mich in die Zahl deiner Gelehrten zu schwingen, so kann mir doch Niemand jene angenehme Ehre rauben, mit welcher ich bin

Edles Baiern

Dein

wahrer Patriot.

Der

Kaiserliche
Stadtbibliothek
München

Der Plan und die Einrichtung dieser Wochenschrift.

Es würde nichts so unnöthig, nichts so überflüßig seyn, als wenn man den Nutzen guter Wochenschriften weitläuftiger empfehlen, und künftigen Lesern anpreisen wollte. Ist eine Wochenschrift gut, so empfiehlt sie sich von sich selbst: ist sie nicht gut, so ist sie auch keiner Empfehlung würdig. Was man in diesem Stücke thun kann, ist nichts anders, als daß man die Absichten, und die Einrichtung davon der Welt vor Augen leget, und sich darüber verantwortet.

Unter den Vortheilen, die gute Wochenschriften einem Lande verschaffen, ist gewiß jener der vorzüglich-

ste, daß sich dadurch die einem Staate so nöthig als nützlichen Wissenschaften unvermerkt, und in einer kürzern Zeit verbreiten, als man es vielleicht vermuthen kann. Die Lesung nützlicher Bücher ist einem Staatsbürger so nöthig, als nöthig ihm die Kenntniß seiner Pflichten, und die Kenntniß jener Mitteln ist, wodurch er sich und seinen Mitbürger glücklich machen kann. Hat es je einem Lande am guten Geschmacke, oder an zeitlicher Wohlfahrt gefehlt, so hat es gewiß auch den Einwohnern desselben entweder an guten Schriften, oder an der Liebe zum Lesen gefehlet. Unsere Nachbarn haben dieß bereits eingesehen; und was haben sie zur Aufklärung ihrer Landsleute anderst gethan, als daß sie denselben gute Wochenschriften in die Hände gespielt, und der darnieder liegenden Gelehrsamkeit durch Real- und gelehrte Zeitungen empor geholfen haben.

So sehr als sich dergleichen Wochenschriften außer Landes fast bis zum Eckel vermehret haben, so sehr fehlet es uns noch daran. Wir sehen, wie sich unsere Nachbarn geschwungen, und wie weit wir noch zurücke sind; wir sehen es aber nicht nur, sondern wir

erkennen es auch, daß wir fast keinen andern Weg vor uns liegen haben, worauf wir unsern Vorgängern nacheilen, und dieselbe in kurzer Zeit einholen können, als wenn wir mit vereinten Kräften uns in die Wette beeifern, gute Schriften kennen zu lernen, gute Schriften zu lesen, und denselben nach unsern Kräften nachzuahmen.

Seitdem man die Gelehrsamkeit nicht mehr in die enge Gränzen der lateinischen Sprache einschrenket, seitdem haben zwar auch gemeine Bürger Gelegenheit gefunden, so vielen Antheil an den Wissenschaften zu nehmen, als ihnen zu ihrer Wohlfahrt nützlich ist. Wer wird aber wohl dergleichen Bürgern zumuthen können, daß sie sich große Werke anschaffen, und jene Stunden der nützlichen Gelehrsamkeit widmen sollen, die sie ihren Berufsgeschäften schuldig sind? Indessen bleiben ihnen doch bey Abgange guter Bücher viele Dinge verborgen, die einem Welt- und Staatsbürger beynahe unentbehrlich sind, wenn er sich und seinem Mitbnrger nützlich seyn will.

Wer sich nun immer nicht entschließen kann, große Bände zu lesen, dem wird es doch an einem einzelnen Bogen nicht grauen, sonderbar in einer Schrift, worinn man das Angenehme mit dem Nützlichen so genau zu verbinden gesucht hat. Man darf weder ganze Tage, noch ganze Stunden darauf schwitzen, nur etliche Augenblicke darf man hierzu anwenden, und dieß zu einer Zeit, die man ohnehin von wichtigern Geschäften frey hat. Sind neue Zeitungen angenehm, so werden doch auch neue Wahrheiten nicht unangenehm seyn, die nicht jedermann weis, oder die er doch unter diesem Bilde nicht weis, unter welchem man sie ihm vormalt.

Deßwegen hat man auch diese Blätter so einzurichten gesucht, daß sie nicht nur für einen sonderheitlichen Stand z. E. der Gelehrten, sondern daß sie für alle Stände nützlich und reitzend seyn können. Der Bürger wird sich damit so gut unterhalten können, als der Gelehrte, und der Kaufmann wird eben so wohl vieles darinn finden, was in seinen Krame taugt, als der Naturforscher, und der Künstler finden wird, was er in gewissen Fällen auf seine Umstände anwenden kann.

Hat

Hat die Abwechslung was Reitzendes in sich, so wird sie es bey dieser Wochenschrift haben. Monathlich werden vier Stücke zum Vorscheine kommen. Die ersten drey sind zu physikalisch- moralisch- und andern philologischen Gegenständen bestimmet; in dem letzten werden gelehrte Nachrichten vorkommen. Beyde zusammen geben jährlich zween bequeme Bände; diese können nun Jedermann anstatt einer kleinen Hausbibliothek dienen, die an sich selbst nicht kostbar ist, und dennoch einen Kern von nützlichen Dingen enthält.

Unter den physikalisch- moralisch- und philologischen Gegenständen werden alle jene Materien verstanden, die nicht theologisch- juridisch- oder mediciniſch sind; denn diese bleiben ein für allemal weg. Was immer hingegen von der Naturlehre, von Alterthümern, von Geschäften, Fabeln, Erzählungen und verschiedenen guten Mustern der Dicht- und Redekunst, von der Geographie, Oeconomie und andern nützlichen Dingen handelt, die entweder zur Aufklärung des Verstandes, oder zur Beßerung des Herzens dienen können; alle diese Stücke werden wechselweise aufgezogen kommen. Fällt was Außerordentliches vor, so

die Aufmerksamkeit der Leute an sich zieht, wie z. E. das ungewöhnliche Fallen des Barometers im November war, die zu gleicher Zeit beobachtete merkliche Nordröthe; der gefundene Stein, der von der Luft gefallen seyn soll, und was dergleichen Vorfälle mehr sind, so wird man davon kleine Abhandlungen einrücken, die dem Leser das Wahre belehren, und allen abergläubischen Träumen vorbeugen.

Nebst den schönen Vignetten, die man zur Zierde des Werkchens bey allen Titelblättern anbringen wird, soll jedes Monath wenigst mit einem Kupfer gezieret werden; worauf ein Stück aus den baierischen Alterthümern, welches noch nicht bekannt ist; ein seltenes Stück aus dem baierischen Reiche der Natur von Petrefacten, Metallen, Antiquen, und andern Seltenheiten, von neuen Erfindungen und Kunstmaschinen, und andern dergleichen Stücken, die man in der churbaierischen Akademie, oder in der churfürstlichen Kunstkammer zu sehen bekömmt. Zuweilen wird man auch ein Bildniß von einem verstorbenen gelehrten Patrioten beybringen, dessen Gedächtniß zur Aufmunterung der Landsleute verewiget zu werden

ver-

verdienet. Sollten in den benachbarten Ländern dergleichen neue Erfindungen, oder Seltenheiten zum Vorscheine kommen, die unsern Patrioten angenehm oder nützlich seyn können, so wird man auch diese nicht weglassen.

Die Stücke selbst werden durchgehends neu, und in einer solchen Schreibart abgefaßt seyn, daß sie zugleich als gute Muster zur Verbreitung der guten deutschen Schreibart dienen können. Sollte man vielleicht hie und da etwas von fremder Arbeit entlehnen, so wird man sich nicht bloß den Abschreiberlohn dabey zu verdienen suchen, sondern es wird dieß nur Auszugsweise geschehen. Die neue Wendung, die man einem solchen Stücke giebt, machet das Stück selbst neu. Die dermaligen Umstände in unserm Vaterlande sind für die Musen noch so günstig nicht, und ihre wenigen Söhne haben entweder so viele Hilfsmittel oder so viel Muße nicht, daß sie immer mit ganz neuen Erfindungen schwanger gehen, oder mit vollkommenen Meisterstücken aufziehen könnten. Wir müssen nachahmen, da wir nicht immer selbst erschaffen können. Wenn man aber indessen auch jenen neuen Stücken auf den

Grund

Grund sehen wollte, womit doch unsere Nachbarn so groß thun, so würde man oft nicht viel neues darinn entdecken. Das Hönig, welches die fleißigen Bienen gebähren, sammeln sie selbst aus den Blumen. Sie mischen es, theilen es in seine Fächer ab, und geben demselben eine neue Gestalt.

Diesen arbeitsamen Thierchen wollen wir es nachmachen, und wir hoffen hiemit nach ihrem Beyspiele das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Oder endlich, wie viele Originale haben wir doch bey unsern Zeiten? Sind wir nicht alle Nachahmer der alten Römer und Griechen, und der neuen Ausländer? Wenigst in diesem, was wir die schönen Wissenschaften nennen?

Satyren werden in unsern Blättern selten vorkommen. Und kommen je einige vor, so wird sich gewiß Niemand dadurch beleidiget finden. Wir wissen die allgemeine Satyre von der persönlichen, und die Satyre selbst von einem spöttischen und groben Pasquill gar wohl zu unterscheiden. Unsere Patrioten sind uns zu lieb, als daß wir sie und unser Vaterland den Aus-

ländern zum Hohne bloß geben sollen. Ist eine feine Ahndung nöthig, so wird zwar unsere Muse die lachende Sprache der Satyre; niemal aber die Pöbelsprache reden. Die Menschenliebe wird alle Worte überzuckern, und auf diese Art wird das Angenehme mit dem Nützlichen wiederum verbunden seyn.

Weil wir bisher die gelehrten Nachrichten von unsern Nachbarn mit vielen Kosten holen müssen, so soll der letzte Bogen in jedem Monathe dergleichen Nachrichten gewidmet seyn; und wenn der vorräthige Stof über einen Bogen läuft, so wird auch monathlich oder quartalweise ein besonderer Bogen nachkommen. Diese werden nicht nur Originale und ausführlichere Kritiken und Anmerkungen über neue Bücher und Schriften enthalten, die in unsern Gegenden von Zeit zu Zeit zum Vorscheine kommen, sondern es werden auch auswärtige Schriften auszugsweise nach dem Urtheile der größten Kritiker Deutschlands in etlichen Zeilen beurtheilet werden. Unsere Patrioten werden hiedurch den Vortheil erhalten, daß sie gute Bücher kennen lernen, und ihr Geld nicht mehr für schöne und reitzende Büchertitel, wie es bisher

viele

vielfältig geschehen ist, sondern für wahrhafte gute Werke ausgeben. Vor allen wird dieß jenen ein angenehmer Dienst seyn, die entweder nicht so viel Muße haben, daß sie die berühmtesten gelehrten Zeitungen durchgehen können, oder die vielleicht gar nicht im Stande sind, dergleichen gelehrte Nachrichten, die, wenn sie weit herreisen, sehr kostbar sind, oder die größern kritischen Werke der Bibliothek der schön. Wiss. u. freyen Künste von Leipzig, die deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften von Titl. Herrn geheimen Rathe Klotz und andern berühmten Kritikern auf eigne Kosten anzuschaffen. Diese gelehrten Nachrichten und Anmerkungen werden unter dem Titel: „ monathliche Beyträge zu dem Patrioten in Baiern " erscheinen, und ihre besondern Numern haben; damit sie nämlich am Ende jedes Bandes nacheinander kommen, und die übrigen Materien nicht verwirren. Zu diesem Ziele wird uns sehr angenehm seyn, wenn entweder die Herren Auctoren, oder die Verleger ihre neue Werke einsenden, und hiedurch bekannt machen wollen. Die Anmerkungen und Kritiken werden so ausfallen, wie es die Billigkeit erfordert, und jedes Werk nach unsern geringern Einsichten verdient. Keine Partheylich-

keit

keit soll uns weder zu einem ungegründeten Tadel, noch zu einem schmeichelhaften und unverdienten Lobe verleiten. Die Werke, die man beurtheilet, liegen Jedermann vor Augen; es liegt aber auch Jedermann daran, daß man den Herren Auctorn Gerechtigkeit wiederfahren lasse; denn oft schafft man sich ein Buch an, welches ausser dem schönen Titel nichts nützliches und schönes enthält: oft aber läßt man sich irre machen, und kauft das nützlichste Werk nicht, weil man den Werth desselben nicht kennet. Es darf sich deßwegen doch Niemand von unsern Kritiken fürchten. Die Bescheidenheit wird unser Urtheil allemal begleiten. Kann man je nicht alle Werke loben, so wird man doch das Urtheil so mit einer Art fällen, daß die ganze Welt die Billigkeit desselben erkennen, und doch sich kein Auctor jemal mit Grunde beleidiget finden wird.

Endlich haben uns gute Freunde eingerathen, wir sollten alle halbe Jahre aus den öffentlichen Staatsnachrichten einen Auszug von den merkwürdigsten und wichtigsten Begebenheiten einrücken, die in dieser Zeit vorgefallen sind, damit das kleine Bibliotheckchen voll-

vollständiger würde, und unsere Leser gleichsam ein Tagebuch von Merkwürdigkeiten mit bekämen, die in ihrem Leben vorfallen, und die sich viele eigenhändig aufzuschreiben die Mühe geben. Die richtigsten Nachrichten sind freylich immer diejenigen, die am spätesten kommen, und es lohnet auch der Mühe, daß man sie aufzeichne. Wir wollen aber diesen Puncten weiter bedenken. Wir wollen erwarten, was uns unsere Leser in diesem Stücke einrathen, und wenn wir hierüber schlüßig werden, so soll auch dieser Vorschlag vollzogen seyn. Für jetzt wollen wir mehr nicht versprechen, als wir zu halten im Sinne haben, oder im Stande sind.

Diese sind nun unsere Absichten und Vorschläge, womit wir unsern Landsleuten zu nutzen suchen. Wir legen sie den Augen der ganzen Welt vor, und erwarten ihr Urtheil darüber. Sind sie in Absicht auf unser Ziel und Ende nicht weise und klug genug, so sagt uns doch unser Gewissen: **Patriotisch sind sie gewiß.**

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot
in Baiern.

Erstes Stück.

München, den 6 Jänner 1769.

Admonere uolumus, non mordere:
prodesse, non laedere.

ERASMVS.

Maximilian Joseph,

eine Ode.

O Meliboee! Deus nobis haec otia fecit.

Virgil.

Stürmt Länder durch ihr aufgebrachten Krieger!
Erwerbet euch den lauten Fluch der Welt.
Maximilian hört gelehrter Söhne Lieder,
Maximilian ist den Musen beygesellt.
Der Friedensfürst! — o möcht' es mir gelingen,
Nach Würde ihn den Vater zu besingen.

Dort saß der Krieg. Purpurne Ströme flossen
Um seinen Thron aus Leichen aufgebaut.
So mancher Rumpf und Blut, das er vergossen,
Ward je von ihm mit wilder Lust beschaut.
Der Raben Schreyn, und raubbegierges Drängen,
Des Volks Geheul war ihm statt Siegsgesängen.

Maxmiljan kam, und Wuth und Mord verschwanden,
Und schnell schloß sich des Janus Tempel zu.
Er riß sein Land aus seiner Feinde Banden,
Er schenkte ihm die lang gewünschte Ruh.
Das Vorurtheil, das uns so lang bethöret,
Des Wahnes Reich war mit dem Krieg zerstöret.

Nun jauchzt das Volk. Der Landmann voll Vergnügen
Ergreift das Schwert, und schlägts zur Sichel krumm.
Den todten Grund, verheert von manchen Siegen
Schafft er mit Lust in fette Weyden um.
Sein Weib wischt ihm den Schweiß vom Angesichte,
Und lacht, und bringt erfrischende Gerüchte.

Minerva bricht jetzt Früchte von den Zweigen,
Woran man vor kaum dürres Laub gesehn.
Der Patriot erwacht, und darf sich zeigen,
Bemüht den Flor der Künste zu erhöhn.
Maxmiljan kam, mit ihm die goldnen Zeiten,
Die immer mehr durch Baiern sich verbreiten.

So stralte dort der bunte Regenbogen,
Er zeigte sich, und das Gewässer fiel.
Der Himmel ward nicht mehr mit Dunst umzogen,
Die Meere flohn, die Stürme wurden still.
Der Menschheit Rest zerfloß in Freudenthränen,
Und alles schien ein neuer Reitz zu krönen.

Sed jam faeui
Nubila fati pelle, ac miseri
Temporis omnes dimitte notas.
Redeant uultus ad laeta boni.
Seneca.

Die Redlichkeit eines Patrioten.

Nescio qua natale solum dulcedine captos
Ducit, et immemores non sinit esse sui.

Ouid.

Ich bin ein Patriot! — Edler Name! was für entzückendes Vergnügen fühle ich, wenn mir mein redliches Herz saget, daß ich es bin. Wirklich bin ich stolzer darauf, als die Römer ehemals auf den Namen eines römischen Bürgers.

Verdiene ich aber diesen Namen in der That? — — Mein Gewissen saget mir: ja. Zu meiner Beruhigung ist mir zwar dieses Zeugniß genug; werden mir es aber meine Landsleute auf mein Wort glauben, daß ich ein wahrer Patriot bin? — — Wie viele geben sich doch für Patrioten aus, die es nicht sind? — — Und insgemein sind es nicht jene am wenigsten, die es selbst sagen, daß sie es sind? — — Kann die Menge verkappter Patrioten nicht auch den ehrlichsten Mann in Verdacht bringen? — — Diese Zweifel sind wichtig

genug, daß ich sie einer Aufmerksamkeit würdig achte. Ich würde aber einen vorgesehenen Vorwurf von mir nicht abzuleinen suchen, wenn mir nichts daran läge. Wenn ich mein Leben in der stillen Einsamkeit zubringen, und bloß meiner Gemüthsruhe nachjagen wollte, so würde es nicht nöthig seyn, der Welt zu sagen, daß ich ein Patriot bin, und noch weniger, daß ich ein Patriot in Baiern bin. Allein, ich will auf die Bühne treten. Ich will nützen. Wenn ich nun denjenigen, denen ich nützen will, auf keine andere Art nützen kann, als wenn ich ihnen meinen Namen, meinen Charakter, und meine Absichten entdecke, so wird wohl diese Entdeckung vor der ganzen ehrlichen Welt ohne Tadel seyn. Meine Landsleute müssen also wissen, daß ich ihr Patriot bin; damit sie an meinen redlichen Gesinnungen desto weniger zweifeln: es müssen aber auch die Ausländer wissen, daß ich ein Patriot in Baiern bin; damit sie nicht mehr von mir fodern, als man noch zur Zeit mit Grunde von mir fodern kann.

Die Aufschrift meiner Wochenblätter ist nun gerechtfertiget genug, und der Name eines Patrioten

ist von sich selbst schon so ehrwürdig, daß ich mir vie» le Leser verspreche. Was werden sich aber meine Landsleute beym ersten Anblicke dieses Wochenblattes denken? — — Werden sie sich nicht von gefährli» chen Neuerungen fürchten? — — Werden sie nicht einander in das Ohr sagen: „ Schon wiederum ein „ neuer Kritiker, der uns durch die Hechel ziehen, und „ vor den Augen der ganzen Welt herunter machen „ wird! — Schon wiederum ein ungebethener Apostel, „ der sich ohne Beruf in das Predigtamt eindringen „ will. Was wird er uns anders sagen, als — — „ Er kömmt, er kömmt schon mit einer kritischen Mi» „ ne aufgezogen, und — — —

Nein! meine lieben Landsleute! erlauben sie mir, daß ich ihre gerechten Klagen unterbrechen darf. Die» se sind meine Absichten nicht. Und daß sie es nicht sind, werden sie meine Blätter durchgehends über» zeugen.

Der Gegenstand, wovon ich handle, kann kein Gegenstand ihrer Furcht seyn. Die Sache selbst, von welcher ich Ihnen rede, kann Ihnen mit Grunde nicht

ver=

verdächtig scheinen, und die Art, wodurch ich Ihnen davon rede, wird für sie nicht beleidigend seyn. Die feine Gelehrsamkeit, und die einem Staate so nöthigen Wissenschaften, sind ein so angenehmer als nützlicher Stoff für ein Blatt, mit welchem sie sich, werthe Landsleute! wochentlich wenigst einmal unterhalten können, wenn Ihnen die Amts- und Berufsgeschäfte eine müßige Stunde gönnen.

Ich schreibe Leuten, die eben für das Vaterland so gut denken als ich. Leuten, die nicht nur für ihre eigene Wohlfart, nicht nur für die Wohlfart einzelner Familien, sondern für das Wohl des ganzen Landes selbst sorgen. Einige sind Obrigkeiten darunter, andere Unterthanen; einige Bürgermeister, andere Bürger; einige dienen dem Staate im Nähr- andere im Wehrstande. Alle sind Patrioten, und alle (wer kann von Patrioten anders denken?) alle tragen so viel zum Vortheile des Vaterlandes bey, als sie vermög ihrer Kräfte und ihres Berufes beytragen können.

Was kann ich von dergleichen lieben Brüdern anders vermuthen, als daß sie meine Bemühungen billigen werden. Bemühungen eines redlichen Bürgers, der dem Staate in jenem Fache dienen will, in welchem er dienen kann, und in welchem er zu dienen die geheiligte Pflicht hat. Andere arbeiten, ich schreibe.

Haben meine Mitbürger den Tag in ihren Berufs- und Arbeitsgeschäften zugebracht, so werden sie doch einen Blick auf ein Blatt werfen, welches für sie geschrieben ist. Haben sie die mehrern Stunden für ihren Unterhalt, für den Unterhalt ihrer Familie, und für ihr eigen Interesse angewendet, so werden sie ja einige Augenblicke dem Interesse des Staates widmen können. Wir wollen in diesem Augenblicke von den Eigenschaften reden, die ein ehrlicher Bürger haben muß, wenn er sich und seinem Vaterlande nützliche Dienste leisten will. Wir wollen jene Ursachen untersuchen, warum es uns unsere Nachbarn in gewissen Stücken so weit bevor thun, wir wollen aber auch zugleich sehen, ob es uns bisher an der Gelegenheit eben dieß zu bewirken, oder ob es uns an ei-

nem ernstlichen Willen gefehlet hat. Wir wollen die Gründe einsehen, warum wir in gewissen Wissenschaften in Vergleichung anderer Länder noch so weit zurücke sind, und ob unter unserm Horizonte nicht eben so fähige Köpfe gebohren werden, die es unsern Nachbarn gleich thun können, wenn sie wollen, und wenn sie gut angeleitet werden. Wir wollen von Schulen reden, die uns erziehen; von Vorurtheilen, die uns blenden; von Begriffen, die uns vollkommen aufklären; von Pflichten, die wir GOtt, dem Nächsten, und uns selbst schuldig sind; von Mitteln, die uns, und mit uns unser Vaterland glücklich machen. Sind alle diese nicht eben so wichtig als reitzende Gegenstände für wahre Patrioten?

Kein Staat in der Welt ist so vollkommen, daß er nicht seine Gebrechen hat, die zu verbeßern sind, und kein Land so glücklich, daß es sich nicht noch in einen glücklichern Stand setzen kann. Oft schwingt sich ein Reich, eine gute Zeit immer höcher empor, ohngefähr aber kömmt wiederum eine Zeit, und es fällt so tief herunter, als hoch es ehemals gestiegen ist. Jedes Jahrhundert giebt uns von dergleichen Vorfällen Beyspiele

spiele genug. Wenn wir also von Verbeßerungen reden, werthe Patrioten! so ist es ferne von uns, daß wir der Ehre unserer Väter und Großväter zu nahe treten. Sie wurden vielmehr in ihrer Grube selbst über uns Nachkömmlinge böse werden, wenn wir nur träge Erben der uns überlassenen Güter, und nicht zugleich Nachfolger ihrer Beyspiele seyn sollten. Sie haben Ehre, sie haben Ruhm. Sie haben viel in ihren Zeiten verbeßert, was sie nach ihren Einsichten damal zu verbeßern für nöthig gefunden haben; sie haben uns aber auch viel noch zu verbeßern überlassen, weil doch keine Sache auf einmal ihre Vollkommenheit erreichet. Wenn auch je alles in vorigen Zeiten in einem guten Stande war, so steigen doch von Zeit zu Zeit alle Künste und Wissenschaften immer höcher, und wenn wir täglich mit allen Kräften daran sind, daß wir uns, und unsere Einrichtungen zu verbeßern suchen, so werden wir doch bey unserm Austritte aus dieser Welt noch sehr vieles unsern Abkömmlingen zu verbeßern überlassen müssen. Und wird es uns endlich wohl gleichgültig seyn, daß unsere Enkel einstens von uns nichts anders wissen sollen, als daß wir gebohren, auf der Welt gewesen, und gestorben sind 2

Giebt

Giebt es hier und da einige Patrioten, die in diesem Stücke nicht so denken wie ich, so vermuthe ich, diese Irrung flöße nicht von einem bösen Herzen, sondern von dem Mangel der nöthigen Einsicht, oder von einer übeln Erziehung her. Ein gefärbtes Glas malet den Augen alles in einer und eben derselbigen Farbe vor, und der Mensch beurtheilet alles nach den Begriffen, und der Denkungsart, die man ihm von Jugend auf beygebracht hat. Diese Begriffe kleben ihm so sehr an, daß er sich nicht leicht auf eine andere Pfade führen läßt, als worauf ihm seine Väter und Lehrmeister vorgegangen sind. Wischt man die Farbe von dem Glase weg, so wird es hell, und das Aug sieht jenen Gegenstand nun klar, den es zuvor nur im Dunkeln gesehen hat. Ueberzeugt man nun auch die Vernunft eines Menschen, und belehret ihn eines beßern, so ist es schon nunmehr kein unschuldiger Irrthum, und kein Fehler des Verstands mehr, wenn er sich nicht lenken läßt, sondern ein Eigensinn und eine Bosheit des Willens, der kein mehr zu lenken ist.

Je weniger aber so ein Mensch sich selbst bekannt seyn will, und je schwerer es ist, ihn zu bekehren, desto mehr Mühe muß man sich geben, ihm beständig unter verschiedenen Bildern seinen Charakter vor Augen zu legen, seine Schwachheit (jedoch mit brüderlicher Liebe) zu zeigen, und die bequemen Mitteln vorzuschlagen, die zu seiner Beßerung nöthig sind. Verdient es seine Hartnäckigkeit, und sein böser Wille nicht, so verdient es die Wohlfahrt des Vaterlandes, die einen Patrioten rühren muß, wenn er schon nicht ganze Stände, sondern auch nur einzelne Glieder leiden sieht.

Ich will ferner nicht beweisen, was Jedermann von sich selbst einsieht. Wären meine Kräfte so stark, als gut meine Absichten sind, so könnte ich mir viele gute Wirkungen von meinen Bemühungen versprechen. Ich thu indessen, was ich kann; wenn ich je so viel nicht thun kann, als ich wünsche.

Ich komme endlich nicht unter dem Bilde eines Predigers, eines Lehrers, eines Satyrenschreibers, sondern eines Patrioten, und deßwegen schmeichle

ich

ich mir, vor den finstern Sittenrichtern vielen Vortheil zu haben. Einen Prediger höret man nicht allemal gerne. Von einem Lehrer läßt man sich nicht gerne beugen. Einen Satyrenschreiber fürchtet man. Wer liebet aber einen Patrioten nicht? Noch so sehr gefällt eine Wahrheit, die Jemanden ein redlicher Patriot freundschaftlich saget, als die Jemanden ein stolzer Lehrer gebietherisch aufdringt.

Hic quoque sit gratus paruus labor.

TIBVLLVS.

Der Aff, und der Pfau.

Dein Söhnchen ist nicht schön, sagte der Pfau zu dem Affen: alle Thiere sagen es. Selbst vom Esel habe ich es gestern gehöret.

Und wenn es euch allen nicht gefällt, antwortete der Aff, so gefällt es doch mir.

Meine Herren Auctoren! wie viele Affen giebt es nicht unter euch?

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot in Baiern.

Zweytes Stück.

München, den 13 Jänner 1769.

Nachricht und physikalische Untersuchung von einem Steine, der unweit Maurkirchen von der Luft herab gefallen seyn soll.

Fulminibus propior terrae succenditur aer;
Imaque telluris uentos, tractusque coruscos
Flammarum accipiunt.

LVCANVS.

Den 20sten November verflossenen Jahrs hörten viele Leute nach vier Uhr Abends in der Gegend von Maurkirchen, Rentamts Burghausen, ein ungewöhnliches Krachen in der Luft. Zu gleicher Zeit wurde von andern eine Bewegung in der Erde

gemerket. Tags darauf fand eine Bäurinn auf ihrem Felde zu Schickenpoint einen Stein, welcher $2\frac{1}{2}$ Schuh tief in der Erde lag. Dieser Zufall gab zu vielen Muthmassungen Anlaß, wie es doch immer in dergleichen Umständen zu geschehen pflegt. Viele waren der Meynung, der Stein wäre wirklich von den Wolken herab gefallen, und das Gerücht hievon breitete sich gar bald im ganzen Lande aus.

Die seltene Gestalt des Steines, und die Grube, die er gemacht hat, trug vieles zur Bestättigung dieses Gerüchtes bey. Jene, die in der Naturlehre noch ziemlich fremde sind, fanden sich durch diese zween Gründe beynahe gänzlich überzeuget, und es wurde allenthalben für die Wahrheit der Geschichte recht philosophisch gefochten.

Der Stein ist mit einer schwarzen Rinde überzogen, und die Grube war nicht nur neu, sondern ihr Boden war sogar mit Haberhälmen bedecket, die auf dem Acker gestanden sind.

Will man sich die Mühe geben, und diese Sache nach den Gesetzen einer gesunden Natuslehre untersuchen, so

wird

wird man gar leicht auf den Grund derselben sehen können. Es ist einmal eine Unmöglichkeit, daß eine Menge steinartiger Partikeln in einer Wolke beysammen schweben sollten. Noch vielweniger aber kann sich diese an sich selbst so schwere Materie so lange in der dünnen schwachen Luft erhalten, bis daraus das kleinste Steinchen, ich will nicht sagen ein Stein von acht und dreyßig Pfunden, wie dieser ist, gestaltet werden könnte.

Wiederum! Wer nur einen Blick in die Bücher der neuern Naturforscher geworfen hat, der wird nicht läugnen können, daß oft hundert, und mehr Jahre nicht hinlänglich sind, um eine auf unsrer Erde an sich selbst steinartige Materie in einen festen Stein zu verwandeln. Die berufene Antiperistasis und andere hochtrabende aber nichts bedeutende Worte der peripatetischen Schule reichen hier nicht hin.

Es kömmt also hauptsächlich darauf an, woher eigentlich dieser Stein gekommen sey.

Unlaugbar ist es, daß auch ein schwerer Körper, wie dieser Stein ist, von dem Stoße eines feuerspeyen-

den Berges sehr weit durch die Luft getrieben werden könne. Allein um die Gegend von Maurkirchen trifft man keine hohe, und noch minder feuerspeyende Berge an.

Ein heftiges Erdbeben ist eben auch im Stande, einen Stein von dem Orte seines Ausbruchs in einen andern Ort zu treiben: es kann sich aber die Weite eines solchen Schußes nicht über eine Viertelstunde erstrecken, wie die Erfahrung lehret. Allein in dieser Gegend hat man weder nahe herum, noch auch in einer Entfernung von dem Acker, wo der Stein gefunden worden, auch das geringste von einer durch ein Erdbeben verursachten Oeffnung entdecken können.

Was bleibt uns nun zur Erklärung dieses Vorfalls übrig? Nichts als der Donner, durch welchen man alle Umstände dieses Phänomenons gar füglich erklären kann.

Es hat zu eben der Zeit gedonnert, und der Donner hat wirklich eingeschlagen; denn man hat eine Bewegung der Erde gemerket. Der Bäurinn kam es vor, als stünde ihr Haus wirklich schon im Feuer.

Ja sie hörte einen Stoß, welches bey Donnerwettern ein unfehlbares Zeichen des Einschlagens ist.

Nun ist es ja gar nicht ungewöhnlich, daß der Donner tief in die Erde schlage, und alles, was er da antrifft, zertrümmere, zerschmelze, oder in die Höhe treibe, wie man alles dieß aus der so vielfältigen Erfahrung beweisen kann. Als der Stein durch die Gewalt des Donners getrieben vieleicht etliche Schuhe hoch in der Luft schwebte, fiel die durch seinen Ausbruch locker gemachte Erde zum Theil zurücke, und die auf der Oberfläche des Feldes gestandenen Haberhälme blieben natürlicher Weise oben auf: wo es dann nicht anders seyn konnte, als daß sie auf dem obern Ausdrucke des durch seine eigne Schwere zurücke gefallenen Steins mußten gefunden werden.

Eine nicht geringe Ursache, warum man diesen Vorfall dem Donner zuschreiben kann, ist die Materie des Steines selbst.

Als der Stein bey der churfürstlichen Akademie der Wissenschaften untersucht wurde, fand man, daß

er ein lichtgrauer Sandstein sey, den ein saurer Geist nicht auflöset, und der nicht nur mit weißen Blenden, sondern auch mit Silber gemengt ist; denn man hat ein Stückchen gediegenes Silber, welches über ein Quintel wiegt, mit einem Hammer herausgeschlagen. Dieß bekräftiget noch mehr sein Metallklang. Nun ist es bey den heutigen Naturforschern eine unstreitige Sache, daß die elektrische Materie des Donners durch die Metalle mehr als durch andere Körper angezogen wird. Man darf sich also gar nicht verwundern, daß sich der Donner eher gegen diesen Metallhaltenden Stein, als gegen einen andern Ort gewendet hat.

Seine schwarze Rinde, welche die Bergleute Auswitterung nennen, kann aus verschiedenen Ursachen entstanden seyn. Entweder ist dieser Stein eine geraume Zeit unter dem Wasser gelegen, wodurch er eine fremde Haut angezogen hat, die man eine Incrustation nennet: oder er hat diese harte Schale vom Feuer erhalten. Oder endlich, was das wahrschein-

lich-

lichste ist, man muß ihn unter die sogenannten abgebrochenen Wände rechnen, die immer also aussehen. Und dieß wäre eine Anzeige, daß mehr dergleichen Steine in eben derselbigen Gegend anzutreffen sind.

Der Fuchs und der Esel.

Reinecke Fuchs nahm einen jungen Esel an Kindesstatt an, und dachte aus ihm einen Staatisten im Reiche der Thiere zu machen.

Fünfzig Jahre blieb der Esel Reineckens Sohn, und es wurde doch kein schlauer Fuchs daraus, sondern er blieb immer der Esel, der er vor fünfzig Jahren war.

Nicht aus jedem Holze läßt sich ein Merkur schnitzen.

Gedanken über die Freundschaft.

Nichts ist bey unsern Zeiten gemeiner, als der Name eines guten Freundes, nichts ist aber auch seltner als der Charakter eines wahren Freundes. Dort sehen wir eine ganze Stube voll guter Freunde beysammen, und worinn besteht das Wesentliche ihrer Freundschaft? — — Daß sie miteinander essen, trinken, spielen, und sich ergötzen. Hier finden sich eine Menge Kaufleute, Wechsler, Krämer, die sich Brüder und Freunde nennen. Was verbrüdert, was vereiniget sie aber so sehr? — — Die Hoffnung eines Gewinnes; und wenn diese weg ist, so ist wird beynahe auch ihre ganze Freundschaft weg seyn. Des Bauers Freund ist, der mit ihm zechet; des Bürgers, der mit ihme Gewerbe treibt; und des Hofmannes, der seine Absichten unterstützen, und befördern hilft.

Wir haben von der wahren Freundschaft sehr irrige Begriffe, wenn wir alle diejenigen für wahre Freunde ansehen, die es sagen, daß sie es sind. Dieß ist doch noch ein erträglicher Irrthum, denn wenn wir die Welt nach und nach kennen lernen, so werden wir uns oft von Niemanden mehr betrogen finden, als von denjenigen, die wir für unsere besten Freunde angesehen haben. Auf diese Art werden wir aber durch eignen Schaden witzig, und unsere irrigen Begriffe heben sich von selbst auf. Ein weit gefährlicherer Irrthum ist es, wenn uns die Eigenschaften eines wahren Freundes unbekannt sind, und wenn wir also weder selbst gute Freunde seyn können, noch gute Freunde zu kennen und zu schätzen wissen.

Die Menschen sind zum gesellschaftlichen Leben gebohren. Wir haben uns Wohnplätze gebauet, wo wir vereiniget leben können. Wir haben uns in Stände getheilet, damit jeder nach seinem Gegenstande, den er sich gewählet hat, die gemeinschaftliche Wohlfart befördern kann. Jener macht einen Bürger, dieser einen Bauern; jener einen Gelehrten, dieser einen Handelsmann. Einige herrschen unter uns,

andere gehorchen. Daher entspringen die Nämen Staat, Vaterland, Patriot. Sowohl der Ort, wo wir wohnen, verbindet uns, als die Gesellschaft, bey welcher wir wohnen. Die Gesetze des gesellschaftlichen Lebens sind aber bey weitem noch die Gesetze des Freundschaftlichen nicht, und nicht jeder, der die Kunst gesellig zu leben weis, der besitzet auch die seltne Eigenschaft freundschaftlich zu handeln.

Wenn man das Band der Freundschaft und die Eigenschaften eines guten Freundes im engsten Verstande nehmen will, so wird man wahrnehmen, daß wir oft von dem freundschaftlichen Leben eben so reden, als wie die Dichter von dem Schäferleben, oder von dem goldenen Zeitalter, welches man zwar sehr reitzend schildern kann, wie es hätte seyn können; wovon man aber nimmermehr wird beweisen können, daß es jemal also gewesen ist. Wir lassen uns vieles von einem Pilades und Orestes erzählen; vieles von einem Theseus und Pirithous; vieles von einem Nisus und Eurialus, und wenn wir der Sache auf den Grund sehen wollten, so würden wir nicht abnehmen können,

ob

ob man uns eine Fabel, oder eine Geschichte erzählet hat.

Wir wollen aber so weit nicht gehen. Wir wollen die freundschaftlichen Pflichten nicht auf das höchste treiben. Wir wollen nur die Ursachen untersuchen, warum doch so gar wenige sind, die auch nur die wesentlichen Eigenschaften eines guten Freundes besitzen. Darf ich es sagen? — — Ja, ich sage es. — — Es fehlet nämlich den meisten unter uns an einem guten Herzen, oder an der Tugend.

Wenn Witz und Verstand den Grund zur wahren Freundschaft lägen, so würden wohl die witzigsten Leute und gelehrtesten Männer auch immer die besten Freunde gegeneinander seyn. Die Erfahrenheit lehret uns aber oft das Gegentheil. Wir haben Beyspiele genug, daß diejenigen oft die Gesetze der Freundschaft entweder gar nicht kennen, oder auf eine künstlichere Art übertreten, die andere am Witze und Gelehrsamkeit übertreffen. Hingegen hat doch auch der Unwissende und Unwitzige nichts bevor, und er kann zur Freundschaft eben so unfähig seyn, als der

Witzige und Gelehrte. Wenn je eine Unfähigkeit in diesem Stücke verhanden ist, so steckt der Fehler immer im Herzen, und nicht im Verstande.

Liegt nun ein gutes Herz einmal zum Grunde, so ist auch der Grund zur wahren Freundschaft gelegt. Denn aus dem guten Herzen quellen die guten und redlichen Gesinnungen, die ein Freund gegen den andern haben muß. Es entspringt hieraus die Sehnsucht nach einem Herzen von gleicher Redlichkeit; der eifrige Willen, demselbigen gefällig zu seyn, oder zu werden; die unverrückte Treue, womit man einem Freunde sowohl in fröhlichen als betrübten Umständen anhängt; und jene Standhaftigkeit des Gemüthes, die weder die Abwesenheit des Freundes, noch eine Trübsal, oder ein Unglück mehr von den lieben Gegenständen trennen kann.

Ich sage hierdurch noch nicht, daß ein gutes Herz die Freundschaft vollkommen mache, ich sage nur, es lege selbes den Grund dazu. Eine vernünftige Liebe muß es beselen, und die Tugend muß es unterstützen; denn ohne diese werden entweder die guten

Freun-

Freunde keine wahren Freunde seyn, oder wenn sie es sind, so werden sie es nicht lange seyn.

Und aus diesem Grunde kann man behaupten, daß es Leute giebt, die nicht nur an sich selbst aller Freundschaft unwürdig, sondern die auch derselben vollkommen unfähig sind. Diese sind die Boshaften. Man wird wohl sehen, daß sich böse Leute zusamm gesellen; man wird aber niemal sehen, daß ihre Gesellschaft von einer langen Dauer sey, und zur wahren Freundschaft werde. Denn entweder fällt das Ziel ihrer Zusammenrottung weg, und sie haben die Gelegenheit nicht mehr, ihre Absichten zu erreichen, oder es trennet sie die strafende Hand GOttes, die der Bosheit oft eine zeitlang durch die Finger sieht, um selbe zum Schrecken anderer desto nachdrücklicher zu rächen.

Ich hätte noch vieles von diesem Gegenstande zu sagen, von welchem ich zu reden angefangen habe. Es würde mir der Stoff davon auf viele Blätter hinreichen. Allein ich schweige, und mache mir für dießmal keinen andern Vorsatz, als daß ich die Tage meines

nes Lebens Niemanden den geheiligten Namen eines Freundes gönnen will, dem es an einem guten Herzen fehlet.

Werde ich aber nicht viele von meinen Freunden vermissen, wenn ich halsstärrig auf dieser Denkungsart verharre? — — Ich verharre doch darauf. Die Zahl guter und wahrer Freunde kann ohne das niemal eine große Zahl seyn. Indessen ist doch auch wahr, was Gellert saget:

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre Treu dem Freund erwiesen,
Als man von Brüdern fodern kann.

Der Lebenslauf eines Rechtschaffnen.

Gestern gieng ich über einen Kirchhof, da man eben einen Todten zum Grabe trug. Jedermann bedauerte den verstorbenen Rechtschaffnen. Die Männer gaben ihre Betrübniß mit einer ernsthaften und traurigen Miene zu erkennen; die Frauen mit ihren gewöhnlichen Thränen. „Es war ein rechtschaffner Mann, hieß es allenthalben, ein rechtschaffner Mann war es.“ Wer war er dann, fragte ich. Ein Gelehrter? — — ein Künstler? — — ein arbeitsamer Bürger? — — Was hat er Merkwürdiges für sich, — — für seine Familie — — für das gemeine Beste geschrieben, — gearbeitet, — gethan? — —

Niemand wuste es mir zu sagen; Man antwortete nur immer: „Es war ein rechtschaffner Mann, ein „rechtschaffner Mann war es.“

Ende

Endlich sah ich den Leichenstein vom Weiten, den man ihm eben auf das Grab setzen würde. Begierig, viel Neues und merkwürdiges inne zu werden, lief ich hinzu, und las Drollingers Grabschrift darauf, die meinen Vorwitz vollkommen zufrieden stellte.

Hier liegt ein Mann vom klugen Rath,
Der zweyerley begangen hat,
Damit er Ruhm erwarb.
Denn erstlich lebt' er manche Stund
Und da er nicht mehr leben kunnt,
Bedacht er sich, und starb.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Vdo fridum 2.

Gritty

Der Patriot in Baiern.

Drittes Stück.

München den 20 Jänner 1769.

Der Baumstein oder Denderit.

In flumine Silari ultra Surrentum non uirgulta modo immersa, uerum et folia lapidescunt.

Plinius.

Die Untersuchung der Baumsteine oder Denderiten hat die Naturforscher zu allen Zeiten beschäftiget. Sie verdienen auch diese Achtung; denn sie sind wirklich eine betrachtungswürdige Hervorbringung der Natur.

Unter die Denderiten zählet man alle diejenigen Steine, welche auf der Oberfläche, oder auch in den inneren Theilen ihrer Körper die Gestalt der Bäume und der Kräuter vorstellen.

Man findet hiervon drey Gattungen. Die erste, welche die Dendrophoren in sich begreift, enthält den Eindruck der wahren Blätter, Aeste, und andere Theile der Bäume und Pflanzen. Sie werden fast überall, auch auf den höchsten Bergen gefunden. Die zweyte Sorte, welche die Vorstellungen der Bäume oder Kräuter zuweilen in ihren inwendigen Theilen führen, heißen Dendroiten, und sind meistentheils durchsichtige Hornsteine oder Achaten.

Die von der dritten Art sind die Dendromorphiten, welche auf ihren Oberflächen die Figuren der Bäume und Kräuter, als so viele Abdrücke oder Miniaturbilder vor Augen legen. Die Zeichnung des Bilds dringet mehr oder weniger, doch niemal, so viel als ich habe wahrgenommen, über zwo Linien in den Körper des Steins.

Die churfürstliche Akademie der Wissenschaften besitzet einen Baumstein von der dritten Gattung oder einen Dendromorphit, der einer der schönsten Europens ist, und darum wohl verdienet, untersucht zu werden.

Er ist im Jahre 1761 in dem Schieferbruche zu Hofstätten unweit Ingolstadt gefunden worden. Der Schiefer selbst ist weißgelb. Er hält 2 Schuhe 8 Zolle in der Länge, und 1 Schuh 6 Zolle in der Breite. Er ist $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, und wird von dem sauern Geiste aufgelöset; folglich ist er ein kalkartiger Schieferstein.

Der Baum, oder das Kraut, wie man es nennen will, ist überaus schön und vollkommen ausgedruckt, wie das beyliegende Kupfer zeiget. Der obere Theil desselben ist durchaus von einer bleichgelben, der untere aber sammt dem Stiele von einer sehr schwarzen Farbe. Die Höhe der Krone belaufet sich auf einen Schuh drey Zolle, die größte Breite auf 9 Zolle, und der Stiel auf 1 Schuh 3 Zolle. Dieser ist fast gerad, doch ist er in etwas gewunden.

Von oben bis unten laufen von ihm auf beyden Seiten ungleiche lange Aeſtchen aus, welche die nämliche Figur, als die Krone ſelbſt, vorſtellen, ausgenommen, daß ſie merklich kleiner ausgefallen ſind. Es iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß das ganze Bild erhaben iſt, ſo, daß man es mit dem Finger ſchier überall fühlen kann.

Auf der andern Seite des Schiefers zeiget ſich ein Gewächs aus dem Pflanzenreiche. Auch dieſes ſtellet ſich ſchön und natürlich dar, doch iſt es hin und wieder unterbrochen. Es hat mit dem oben beſchriebenen Bilde nicht die geringſte Gemeinſchaft, auſſer daß es von eben derſelbigen Art zu ſeyn ſcheinet. Es iſt 2 Schuhe hoch, und über 10 Zolle breit. Die Aeſte fangen gleich unten an ſich auseinander zu breiten, und ſind theils ſchwarzer, theils gelber Farbe.

Die meiſten Naturforſcher kommen darinn überein, daß dieſe Vorſtellungen ihren Urſprung gewiſſen Säften zuzuſchreiben haben, welche auf hunderterley Art ſich zwiſchen die Steine, beſonders die Schiefer dringen können. Wenn nun ein Stein oder Schiefer durch

groſſe

große Kälte, oder durch einen andern Zufall senkelrecht gespalten wird; so können diese Säfte auf der Oberfläche des getheilten Steins gar füglich die Gestalt einer Pflanze hervorbringen: wie man sieht, wenn man Oel oder eine andere flüßige Materie eine zeitlang zwischen zween Marmorn, die glatt geschliffen sind, reibet, und schnell, doch senkelrecht in die Höhe hebet.

Die schönsten Figuren werden sich auf diese Art auf beyden Marmorn darstellen. Die subtilen und lebhaften Theile der Säfte dringen so lang in den Stein, bis sie nach und nach eintrocknen. Folglich müssen sie nach Beschaffenheit des Steins und ihrer eignen Kräfte tiefer oder seichter ihre Gestalt einprägen. Die trocken gewordenen und gröberen Theile aber bleiben auf der Oberfläche, und gestalten das Erhabene des Bildes.

Diese Lehre von den Dendromorphiten vollkommen zu bestätigen, darf man nur in dem akademischen Naturaliensaale unter vielen andern jene zween Dendromorphiten betrachten, welche auf Schiefern, deren Oberflächen genau aufeinander passen, so ähnlich formirt

sind, als wenn sie Abdrücke des nämlichen Bilds wären. Was sind aber dieses eigentlich für Säfte? Einige der alten sowohl als der neuern Naturforscher haben dafür gehalten, daß sie aus gewissen Ausdünsten einer metallischen Materie, welche den innersten Busen der Erde, ja die Steine selbst durchdringet: Die sich auf der Figur oft zeigenden verschiedenen, besonders die schwarzen und weißen Farben scheinen diese Meynnng zu bestätigen. Denn aus der Erfahrung weis man, daß eine Vermischung der Metalltheilchen eine Verschiedenheit der Farben verursachet.

Allein dieser Satz hält die Probe nicht aus. Die Bilder werden weder auf dem kalkartigen noch auf dem Hornsteinen durch saure Geister aufgelöset, welches doch, wenn sie aus Metalle bestünden, nothwendigerweise geschehen müßte. Es ist daher einer gesunden Naturlehre viel gemäßer zu glauben, daß diese Säfte ihren Ursprung von dem Steinöle und dergleichen harzichten Substanzen, welche oft häufig in den Steinbrüchen anzutreffen sind, herleiten. Denn harzartige Materien greift das Scheidwasser nicht an

und

und sie sind, wie bekannt, subtil und lebhaft genug, auch die härtesten Steine zu durchdringen.

Ihre natürliche Farbe ist die schwarze; folglich ist die gelbe nur zufällig; wenn nämlich die harzichten Säfte zu stark mit den Theilchen des Steines überladen sind. Dieses hoffe ich durch folgende drey Ursachen sattsam erwiesen zu haben. Erstlich findet man gelbe Flecken nur auf gebleichten Steinen. Zweytens drücken sich die gelben Bilder zweifelsohne aus Abgang der genugsamen Flüßigkeit der Materie niemal so tief ein, als die schwarzen Figuren. Drittens, wenn gelbe Stücke mit schwarzen vermengt sind: so liegen die gelben allezeit oben auf, weil die gröbern Steintheilchen sich nicht haben zugleich mit dem dünnen Harze in die Zwischenräume des Steins setzen können.

Diejenigen, die bey allen Hervorbringungen der Naturgeheimnisse nur das Wunderbare suchen, wollen die von uns beschriebenen Dendromorphiten durchaus unter die Dendrophoren der ersten Gattung setzen, welche die wahren Theile des Pflanzenreichs in sich

schließen. Weil sie aber keine bekannte Pflanzen aufzuweisen im Stande sind, die mit den Figuren der Dendromorphiten überein kommen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu der allgemeinen Sündfluth, welche die Theile der fremden Bäume und Kräuter in unsern Steinbrüchen niedergelegt haben sollte. Diese weither gesuchte Erklärung ist wohl vergeblich. Die Dendromorphiten, ob sie schon dem ersten Ansehen nach regelmäßige Figuren der Pflanzen vorstellen, so sind sie doch himmelweit von dem Abdrucke der wahren Pflanzen unterschieden. Sie sind niemal mit Wurzeln versehen. Sie führen weder erkenntliche Laube noch Früchte, noch Saamen, welche alle bey den Dendrophoren gar oft auf das deutlichste vorkommen. Im ersten Anblicke stellen zwar die Dendromorphiten Theile verschiedener Pflanzen ziemlich ähnlich vor: sobald man aber zwischen ihnen und den wahren Gewächsen eine genaue Vergleichung anstellet: so verschwindet das ganze Blendwerk. Denn die Dendromorphiten sind in der That nichts anders als schöne und wunderbare Spiele der Natur.

Einem philosophischen Auge kommen dergleichen Erscheinungen nicht fremd vor. Dieses ist gewohnt, die seltsamsten Gegenstände zu betrachten, welche der Zufall und die Umstände verursachen; da die wirkende Natur ihre Kräfte in Hervorbringung der Körper, besonders derjenigen, die aus einer flüßigen Materie zu einer festen Masse werden, ausübet.

Was für wunderschöne Vorstellungen, Figuren und Bilder formiren nicht die in Crystallen ausschießenden Salze, das Eis, wann es ein stillstehendes Wasser zu bedecken anfängt, und im Winter die gefrornen Fensterscheiben?

Die Geschichte des Wolfes Isegrim in IIII Fabeln.

I Fabel.

Isegrim ein Wolf, der einem Hunde sehr ähnlich war, schlich sich an das Ecke eines Schafstalls, und lauerte auf Beute. Der Hirt sah ihn wirklich für seinen Hund an. Du sollst aber nicht hier liegen, sagte er zu dem vermeynten Hunde, sondern vor der Thüre, wo ich dich hingestellt habe.

Hierauf gab er ihm einem Streich mit dem Hirtenstabe. Der Wolf schrie, und verrieth durch seine Stimme, daß er ein Wolf war.

II Fabel.

Hier ist es nicht gerathen, dachte mein Isegrim, und begab sich zu einem Hirten, der auf einem weiten Felde seine Lämmer weydete. Sieh! ich bin ein Wolf, sagte er zu demselben. Ich weis alle Künste, wie dir meine Brüder die Schafe rauben. Ich will dir aber einen Vorschlag machen, wodurch du deine Schafe von allen unsern Nachstellungen sicher stellen kannst.

Du? — — einen Vorschlag? — — antwortete der Hirt. Packe dich! Ich weis zum voraus, daß du den Vorschlag nicht für mich, sondern für dich machen würdest.

III Fabel.

Der Wolf war hier nicht nur abgewiesen, sondern er trug auch derbe Schläge davon. Er wollte sich zwar mit der Flucht retten, allein die Hirtenknaben verfolgten ihn. Er lief — und sprang, — und fiel — — wohin? — — in eine Fallgrube.

IIII Fabel.

Nun rief er aus seiner Grube um Hilfe. Niemand nahm sich seiner an. Die Thiere spotteten nur seiner, und sagten: „ Sehet! — hier „ liegt er, der stolze Isegrim! — — Ehemals trat „ er uns allen auf die Köpfe, und schwang sich durch „ unser Unglücke. — — Lasset ihn liegen. — — „ Er gieng in Hundskleidern herum, uud machte „ allenthalben Vorschläge, — nicht für uns, sondern für sich. — — Unser gemeines Beste muste „ ihm zur Decke dienen, worunter er seine eigennützigen Absichten verbarg. Lasset ihn liegen, lasset „ ihn liegen. “

Ohngefähr gieng König Löwe vorbey, zu welchem er eben öfter in Hundskleidern kam, und Vorschläge

zum Besten des Thierreiches machte. Auch diesen bath er um Hilfe. König Löwe gieng aber vorbey, und sagte mit einer majestätischen Miene: „ Ich ha„ be dich nicht gekannt, daß du ein Wolf bist. Du „ bist meiner Hilfe unwürdig. “

Vorschläge, welche die Wohlfahrt des Staates zum Grunde haben. Diese sind nöthig, — diese sind nützlich — allein eigennützige Staatsklügler! möchte euch doch Isegrims unglücklches Ende klüger machen!

Grabschrift
eines bißigen Kritikers.
Nach dem Volateranus.

Nun jauchzt; denn Valla schweigt, der niemal wen
verschonte.
Der jede neue Schrift mit Schimpf und Spott belohnte.
Eh fand vor seinem Biß nicht leicht ein Auctor Gnad.
Nun beißt er an dem Sarg, weil er kein Buch mehr hat.

Nach=

Nachricht.

Es sind diese Wochenblätter bisher immer um eine Woche später gekommen, als der Tag des Monats auf dem Blatte anzeiget. Die Ursache hiervon ist keine andere, als daß der Herausgeber etwas später zu diesem Werke schlüßig geworden, und folglich sich der Jahrgang selbst nicht gleich mit Anfange des Jahres anfangen konnte. Nun sind die vorige Woche zwey Blätter aus der Preße gekommen, und diese Woche erscheinen wiederum zwey Blätter zugleich. Der Abgang ist also hierdurch ersetzet, und hinführo werden die Blätter alle Woche ordentlich nach dem vorgesetzten Plane fortlaufen.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der

Patriot in Baiern.

Viertes Stück.

München den 3 Februar 1769.

Gedanken von einer neuen Jahrsform.

Bey der am 12 Jenner gehaltenen Versammlung der churfürstl. Akademie der Wissenschaften in München, legte der churfürstl. geheime Rath und geistliche Rathsdirector, Herr von Osterwald, eine von ihm verfertigte umständliche Abhandlung von einer neuen Art, die Schaltjahre zu ordnen vor, nach welcher das Frühlingsäquinoctium, welches nach der gregorianischen Intercalation zuweilen auf den 19. May zurücktritt, zuweilen aber auf den 22 hinausläuft, beständig an dem nämlichen Monatstage erhalten, die Sonntagsbuchstaben für ein jedes Jahr ohne Sonnen-

F zirkel

zirkel und Tabellen gefunden, und die Zeit des Frühlingsäquinoctii, sowohl als des nächstdarauf folgenden österlichen Vollmonds ohne astronomische Rechnung, auf das genaueste bestimmet werden kann.

Sie besteht kürzlich darinn: Man soll siebenmal nach einander, jedesmal im 4, und das achtemal erst im 5 Jahre, einen Tag nach dem 23 Februar einschalten. Dieß macht einen Zirkel von 33 Jahren, worinn 8 Tage eingeschaltet werden, und der 32 ein gemeines Jahr ist. Solchen Zirkel wiederholt man dreymal, und läßt darauf einen kleinern Zirkel von 28 Jahren folgen, worinnen sechsmal nacheinander im Vierten, und das siebentemal im fünften Jahre ein Tag eingeschaltet wird, folglich der 28 ein gemeines Jahr ist. Alle combinirte 4 Zirkel machen demnach einen grossen Zirkel von 128 Jahren aus, worinnen 31 Tage eingeschaltet werden; und weil der Herr geheime Rath die Größe des tropischen oder astronomischen Jahrs mit dem Herrn de la Lande nach den genäuesten Observationen zu 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 45 Secunden annimmt, so machen 128 solcher bürgerlicher Jahre, haargenau 128

tropi-

tropische Jahre aus, so daß das Aequinoctium nach Verfluß solcher 128 Jahre wiederum auf den nämlichen Tag, Stunde, Minute, und Secunde fällt, an welchem es bey Anfang desselben stund. Unser Herr Autor verknüpft das 0 Jahr seiner Kalender Epoche mit dem Jahre 1600, der gemeinen Zeitrechnung, wo der Sonntagsbuchstab nach dem Schalttage A das Aequinoctium im Meridian zu Rom auf den 20 März um 9 Uhr 26 Minuten Vormittags, und der oesterliche mittlere Vollmond auf den 29 März um 3 Uhr, 9 Minuten Nachmittags einfiel. Hieraus nun hat derselbe eine ganz compendiose Aequinoctial- und Epactentafel verfasset, deren Gebrauch auf ewige Zeiten hinausgeht, und womit man die Zeit des Frühlingsäquinoctii sowohl, als des österlichen mittlern Vollmonds eben so genau als durch den astronomischen Calcul ganz geschwind herausbringen, folglich das wahre Osterfest, dem Schluße des allgemeinen Concilii Nicäni gemäß, niemal verfehlen kann. Wir wollen ein Muster von dieser leichten Kalenderberechnung hier beyfügen, und dazu das jetztlaufende 1769 Jahr wählen.

1769
Davon abgezogen 1600
Verbleibt das Jahr
unsrer Aeræ — 169 † 1 erster Quotient
dividirt mit — 128

bleiben übrig — 41 † 1 zweyter Quotient
diese dividirt mit — 33

bleiben übrig — 8 ein Schaltjahr nach unserm Kalender.
unter 8 sind — 2 Schaltjahre

thut 10 Tage, um so viel ist der Sonntagsbuchstab vom A zurücke gegangen.

Der erste Quotient 1
multiplicirt — 2

giebt 2
dazu den zweyten Quotienten 1

thut 3, um so viel ist der Sonntag von A weiter vor sich gegangen.

Zurückgang. 10
Vorgang. 3

verbleiben 7
diese mit 7 dividirt, bleibt übrig 0.

Also ist der Sonntagsbuchstab weder vor sich, noch zurückgegangen, folglich ist er nach dem Schalttage A.

Der

Der Ueberrest nach der zweyten Division zeigt in der Aequinoctialtafel das Frühlingsäquinoctium auf den 20 März um 7 Uhr 45 Minuten Vormittag.

Der erste Quotient. 1. hat in der Epactentafel n. 1. zur Epacte 4 Tage, 1 St. 45 Min.

Der zweyte Quotient. 1. n. 2. 4 Tage, 12 St. 26 Min.

Der Ueberrest 8. n. 3. 28 Tage, — St. 2 Min.

Summe der Epacten 36 Tage 14 St. 13. Min.

davon abgezogen eine Mondsrevolution. 29 T. 12 St. 44 Min.

verbleiben 7 Tage. 1 St. 29 Min.

Diese abgezogen von — — 29 T. 3 St. 9 Min.

verbleiben 22 Tage. 1 St. 40 Min.

Also ereignet sich in diesem Jahre der mittlere oesterliche Vollmond zu Rom den 22 März, um 1 Uhr, 40 Minuten Nachmittag.

Der 22 März hat den Buchstaben D. folglich fällt Ostern den 26 März, welchem A. als der dießfalsige Sonntagsbuchstab zukömmt.

Wahre Kenner der Chronologie werden hieraus die Gründe leicht einsehen, auf welche dieses System gebauet ist, und die in Anschung ihrer Gewißheit nicht dem geringsten Zweifel unterworfen sind. Und ein jeder, der nur die 5 Species der Rechenkunst versteht, ist im Stande, für ein jedes vorgegebenes Jahr die wesentlichen Stücke des Kalenders zu bestimmen.

Der Herr geheime Rath zeigt hernach, wie die Tage seines Kalenders auf die gregorianische reducirt werden können, um hiernach die astronomischen Calculn anzustellen, weil die bisherigen astronomischen Tabellen auf den gregorianischen Styl gerichtet sind. Man vergleicht nämlich den gregorianischen Sonntagsbuchstab mit dem unsrigen, wo sich gleich zeigen wird, ob man von dem vorgegebenen Tage ab- oder dazu thun müße, um denselben im gregorianischen Kalender zu haben. Bey dieser Gelegenheit giebt der Herr Autor eine überaus leichte Methode an die Hand, den gregorianischen Sonntagsbuchstaben für ein jedes gegebenes Jahr zu finden ohne Sonnenzirkel und die 7 Ordnungen der Sonntagsbuchstaben dazu nöthig zu haben.

Man darf nur vom vorgegebenen Jahr so oft 400 wegwerfen, als sichs thun läßt: die verbleibende Zahl kann mehr nicht, als 4 Ziffern haben. So viel als in der ersten Ziffer Einheiten stecken, so viel= mal 24 thut man hinzu, und hernach addirt man noch einmal so viel Einheiten, als die Zahl 4 in den übrigen 2 Ziffern steckt. Die Summe dividirt man mit 7, so zeigt der Ueberrest, um wie viel der Sonntags= buchstab von A zurückgegangen ist.

Zum Exempel. 1769.
Hievon weg. 1600.

Verbleiben 169.
dazu einmal 24.
4 steckt in 69 — 17 mal

thut zusammen. 210 | 30
dividirt mit 7 (10 |

bleibt übrig — 0 .

Also ist der Sonntagsbuchstach, A.

Setzen wir das Jahr 2325.
hievon weg, 2000.

verbleiben 325.
Dazu 3 mal 24 oder 72.
4 steckt, in 25 — — 6 mal.

thut zusammen. 403 | 57
dividirt mit 7) 5 | 4.

verbleiben 4. Um so viel ist der Sonntagsbuchstab von 4 zurückgegangen, also ist er im Jahre 2325 D.

Und so wird man es auch finden, wenn man die Berechnung nach der gregorianischen Methode anstellet; denn für dieses Säculum gilt die 7te, daraus der Sonntagsbuchstab. Und das Jahr 2325. ist das zehnte im Sonnenzirkel, dem in der 7 Ordnung der Sonntagsbuchstab D. zukömmt.

Der Herr geheime Rath beweist hiernächst sonnenklar, daß es in der Welt keine bequemere Art einzuschalten giebt, als durch den einfachen Zirkel von 33, und durch den combinirten von 128 Jahren; wenn auch die eigentliche Größe des astronomischen Jahres bis auf Terzen haargenau bekannt wäre.

Noch ein großer Vortheil bey dem Kalendersysteme ist dieser, daß man fast alle Jahre damit anfangen kann, ohne die geringste Verwirrung der Tage, und ohne einen Tag auszumärzen.

Diese Abhandlung wird in dem 8 Theile der akademischen Abhandlungen erscheinen. Man wird sie aber auch ihrer Wichtigkeit halber in lateinischer Sprache bekannt machen.

Die

Die gelehrte Sündfluth.

Ich hatte jüngst die Ehre, in eine sehr zahlreiche und berühmte Bibliothek unsrer Stadt geführt zu werden. Der heilige Schauer, der mich jederzeit überfällt, so oft ich ein paar tausend aufgestellte große Bände erblicke, brachte mich hier in eine gänzliche Verlegenheit, und ich war nicht im Stande, ein Wort zu reden, viel minder eine geschickte Wahl zu treffen, welche ich aus so viel tausend Büchern zuerst besehen, zu erst begehren sollte.

Ich machte es, wie ein junger Deutscher in Paris. Ich begaffte so manches, bewunderte alles, und gieng eben so unwissend aus der Bibliothek, als ich hineingegangen war. Fast sollte ich mich schämen, ein so aufrichtiges Bekänntniß gethan zu haben? Aber nein. Die Bibliothecken sind ja nicht deßwegen da, daß man darinn klüger werden sollte? man zeigt sie,

wie die schönen Zimmer an Höfen dem neugierigen Fremden, alsdann versperrt man sie, und überläßt die theuern Bände den Motten und dem Staube.

Meine Seele blieb den ganzen Tag über ganz unruhig, und als ich mich zu Bette legte, da — — träumte — — Nein: geträumet habe ich nicht, so sehr es auch die Mode unsrer heutigen witzigen Geister ist, entweder zu träumen, oder Erscheinungen zu haben.

Nun als ich mich zu Bette legte, überdachte ich das weitläuftige Reich der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit allererst etwas reifer und ernsthafter. Eine ungeheure Menge Folianten und Quartanten wühlten in meinem Kopfe herum, und ich befragte mich selbst, ob es dann nicht möglich sey, weise und gelehrt zu werden, ohne alle diese dichten Scribenten durchgelesen zu haben. Plötzlich bekam ich einen Einfall. So froh ist freylich kein Naturforscher, wenn er nach mancher vergeblich ausgestandener Sommerhitze endlich einmal einen schönen Schmetterling, einen Pfauen, oder eine Schwalbe erhascht, als ich über meinen Einfall war. Ich erinnerte mich ungefähr

fähr an das Gelächter, darein ich vor einiger Zeit ausgebrochen, als ich in einer herrlichen Bildergallerie drey Gemälde unter dem Titel (die gelehrte Sündfluth) erblicket hatte.

Gelehrte Sündfluth! dachte ich damals, — nun, das ist ein närrisches Gemälde. Ich hatte auch recht also zu denken. Aber jetzt begriff ich erst, was der Maler mit diesem seltnen Titel anzeigen wollte. Ich fand, daß der Gedanke nicht so lächerlich wäre, und daß mein Künstler seine allegorischen Bilder sehr sinnreich und moralisch gemacht hätte. Hier ist die Anlage der Gemälde.

Das erste Stück.

Eine unendlich weite Aussicht. Länder und Meere, und Inseln, und wieder Länder wechseln miteinander ab. Das ganze Gemälde scheint beynahe fast einer Landkarte gleich. Rom und Athen, Deutschland, Frankreich, und Engelland, sind in der Nähe und Ferne deutlich zu erkennen. Alle diese Länder sind mit nichts als mit Papiere überdeckt. Schrif-

ten über Schriften, Titel über Titel. Am Vordergrunde sitzen einige Leute in Buden und Kramläden. Um sie liegen ganze Ballen übersudeltes Pavier von mancherley Innhalt. Gedichte — Gedichte nach dem neuesten Geschmacke — Satyren — Scherze — Kritische Briefe — mediciniſche Abhandlungen — Concordanzen — Hauspostillen — Commentarii succincti ad Pandectas, Institutiones &c. in folio — Decisiones forenses. — Und — wem schaudert nicht die Haut bey diesem Anblicke? eine ganz abscheuliche Anzahl Uebersetzungen, Sammlungen, u. d. gl. die dazu bestimmt sind, aus tausend unnöthigen Büchern wieder tausend unnöthige zu machen. Alles dieses, und noch mehrers ist da zu sehen. Oben in der Luft fängt ein Orkan sehr heftig zu stürmen an, treibt ein finsters Gewölke zusammen, und jaget die Papiere ziemlich durcheinander.

Das zweyte Stück.

Welch ein kläglicher Anblick? Alles ist verloren, alles geht zu Grunde, alles reissen die ungestümmen verderbenden Fluthen dahin. Grausame

Ver-

Verwüstung! So viel schöne Register, gründliche Lexica, Auszüge, kernhafte Beweise, nagelneue Erfindungen, anakreontische Tändeleyen, — — —

Nichts ist mehr zu sehen. In Mitte dieses ungeheuren wirbelnden Abgrunds steht nur noch ein Fels empor, und oben darauf ein starkes festes Gebäude wie ein Tempel. Innerhalb und neben dem Gebäude zeigen sich Obelisken, Säulen, marmorne und eherne Denkmäler.

Ausser diesem Felsen ist alles verwüstet. Einige elende Papiere fliegen zwar durch günstige Winde empor, und legen sich oben auf den Flächen des Felsens, und des Tempels dicht an. Aber ein unbarmherziger Wirbelwind reißt sie wieder weg, und schleudert sie in die Fluthen hinab. — Wer kann wohl diese Verwüstung noch länger betrachten?

Das dritte Stück.

Nun ruhen die Wellen. Der Himmel heitert sich auf. Die Winde schweigen. Alle Gegenden zeigen sich wieder, aber leer, und öde, wie das

dürre

dürre sandichte Arabien. Ueber den Felsen herauf klettern Leute sehr mühsam, dringen mit Gewalt in den Tempel, durchsuchen alles, und bringen die großen unsterblichen Werke der Kunst, wichtige und gemeinnützliche Schriften, kostbare Manuscripten und Alterthümer heraus.

Dieses sind meine Gemälde, über die ich ehemals so unverständig gelacht hatte. — Aber wie? dachte ich nun, erinnern wir uns nicht schon so mancher solcher Sündfluth? Und wie manche haben wir noch zugewarten? Ich sprang auf, und in der ersten Hitze — Was thut da nicht ein Dichter? Ich reimte

Dieß ist das Schicksal aller Zeiten,
Ein jeder schreibt, und ist gelehrt,
Und hält sein Werk des Lobes werth,
Das niedre Schmeichler ihm bereiten.
Man kämpft, und zankt sich um den Ruhm,
Und appellirt ans Publikum:
Das Publikum kann Nichts entscheiden.
Die Nachwelt endigt erst den Streit,
Und zollt, frey von Parteylichkeit,
Verdiensten wahren Ruhm mit Freuden.

Die Nachwelt sieht die Wahrheit ein;
Aus Hunderten, die episch schreyn,
Schätzt sie nur Miltons und Voltaire,
Und ungeblendt von eitelm Wahn
Zeigt sie uns einen Ossian
Des Alterthums, und Schottlands Ehre.
Wann Krieg, und Brand, und Mord entstehn,
Wann halbe Länder untergehn,
Wo sind sie dann die kleinen Geister?
Allein der Saracenen Wuth,
Der Hunnen und der Gothen Brut
Vertilgte nicht die grossen Meister.
Rom und Carthago sind nicht mehr.
Doch haben wir noch den Homer:
Bewundernd sehn wir Marons Stärke,
Euklides, Plato, Pindarus,
Und Xenophon und Tullius
Sind ewig unsre besten Werke.

Das Buch und der Esel.

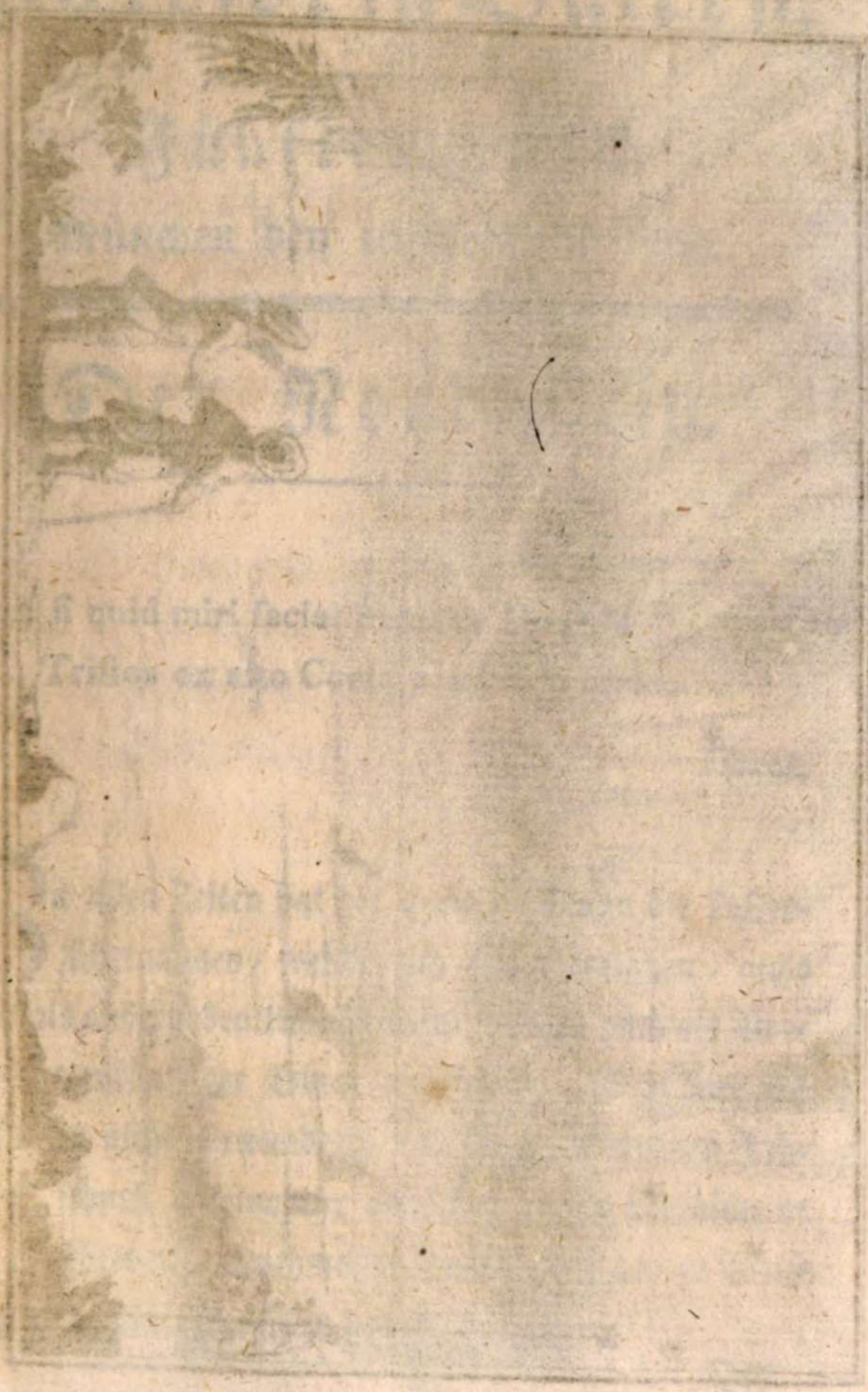
Der Esel fand ein Buch, und weil er es nicht zu gebrauchen wußte, so zerriß er es.

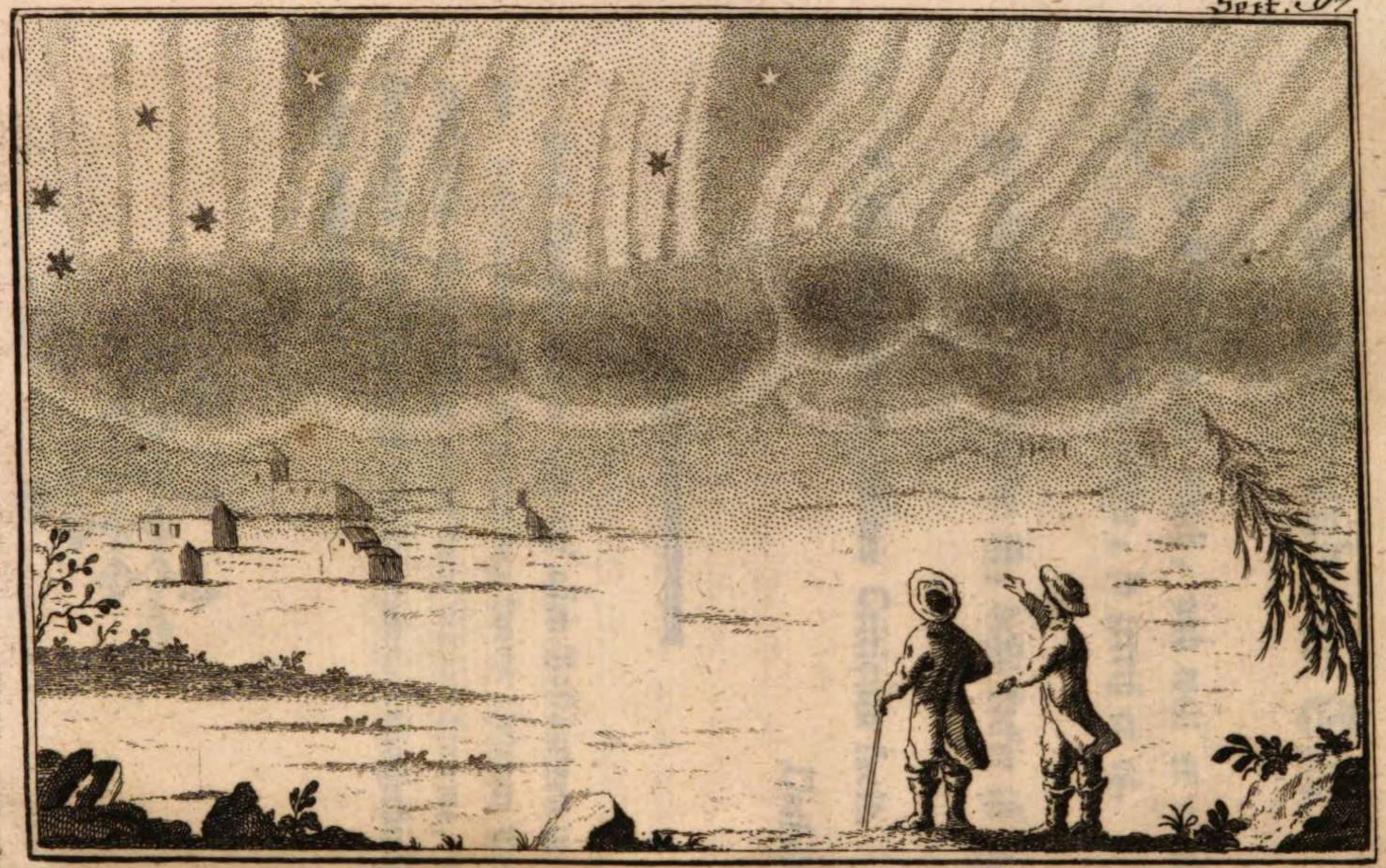
Je dümmer ein Kritiker ist, desto kecker ist er.

* Audaciorem stupiditas Criticum facit.

Desbillon.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.





Der Patriot in Baiern.

Fünftes Stück.

München den 10 Februar 1769.

Der Nordschein.

didici — —
Non si quid miri faciat natura, Deos id
Tristes ex alto Coeli demittere tecto.

Horat.

Zu allen Zeiten hat der gemeine Mann die Lufterscheinungen, welche sich selten ereignen, nicht nur als außerordentliche Zeichen, sondern auch als Vorbothen zukünftiger Dinge angesehen. Man darf sich also gar nicht verwundern, daß die im verfloßnen Jahre so schnell aufeinander gefolgten zween Nordscheine zu verschiedenen Muthmassungen, ja wohl gar zu Weissagungen Anlaß gegeben haben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Naturforscher sieht zwar dergleichen Begebenheiten mit ganz andern Augen an, als der Ungelehrte. Weil aber auch dem gemeinen Manne daran liegt, daß er durch dergleichen alberne Ausdeutungen nicht in Irrthum geführet werde, so lohnet es wohl der Mühe, daß man diese Lufterscheinung etwas genauer untersuche, und zugleich die Meynungen der Gelehrten prüfe, welche dieses Phänomenon genau beobachtet haben.

Der Nordschein, welchen man auch Nordlicht, Nordröthe, Syrma und Pharus borealis zu nennen pflegt, ist eine außerordentliche Lufterscheinung, die sich bey der Nacht meistentheils in den nordischen Gegenden des Himmels zeiget.

Die allgemeine Eigenschaften des Nordlichts sind folgende:

I. Nach Sonnenuntergang (aber zu keiner gewißen Stunde) steiget eine dünne, schwarze, öfters weißlichte Wolke aus dem nordischen Horizont hervor. Meistentheils bleibt sie zwar am Horizonte hangen;

Zu-

Zuweilen verläßt sie aber denselben, und die Sterne schimmern inzwischen. Zu einer andern Zeit breitet sie sich gegen Westen, zu einer andern gegen Osten, vielmals gegen Osten und Westen zugleich aus, so, daß sie mehr als den vierten Theil des Himmels einnimmt

II. Der obere Rand der Wolke endiget sich mit einem oder mehrern hellichten Bögen, oder er lauft in lange, schimmernde, dem Horizont paralell liegende Stralen aus.

III. Aus diesen Bögen oder Stralen schießen ganze Lichtströme hervor, welche die Gestalt einer Säule oder einer Ruthe annehmen, und dem Horizonte gemeiniglich winkelrecht stehen: Bisweilen liegen sie auch demselben schief. In den nordischen Theilen Europens nehmen diese Lichtströme verschiedene Farben, als die rothe, grüne, gelbe, an: in unsern südlichen Gegenden aber sind sie fast allezeit mehr oder weniger roth, oder auch weißgelb.

IIII. Die obern Theile der Ströme erscheinen und verschwinden manchmal augenblicklich, welches ein so

scheinbares Zittern in der Luft verursacht, daß man vermeynen sollte, der Himmel wäre in eine zückende Bewegung gesetzet. Ja sie verändern ihre Gestalt und ihre Stellung dann und wann so schnell, oder einige davon löschen aus, und andere erscheinen so hurtig an ihrer Stelle, daß man sich tausenderley Vorbildungen daraus machen kann. Die Schottländer heißen sie dieser wunderlichen Bewegung halber lustige Tänzer.

V. Sobald die Ströme sich zu bewegen aufhören, verändert sich gemeiniglich der Nordschein in eine helle oder gelblichte Dämmerung, und verlieret sich nach und nach gänzlich aus dem Gesichte.

VI. In Grönland und andern sehr nordischen Gegenden steigen die Ströme oft mit einem Geräusche aus der Wolke hervor. Bey uns hat man, so viel ich weis, von einem dergleichen Getöse noch nichts beobachtet.

VII. Die Dauer eines Nordlichts ist sehr ungewiß; manchmal währet es die ganze Nacht hindurch.

Oft ist es einige Stunden nacheinander sichtbar; oft löschet es in einigen Minuten aus; nicht selten verschwindet, und scheinet es wechselweise.

VIII. Viele Nordscheine bilden weder Ströme, Säulen, noch Ruthen, sondern sie stehen so zu sagen, still, und färben nur den Nordpol mit einem rothen oder gelblichten Glanze.

Ob die Alten einige Erkänntniß des Nordlichts gehabt haben oder nicht, wollen wir hier nicht untersuchen. Frobesius in seinen Nouis et antiquis Aurorae borealis Spectaculis behauptet, daß Aristoteles *) Plinius, **) Seneca, ***) Aldrovandus, ****) und andere aus den vorigen Jahrhunderten Meldung davon gemacht, und es ziemlich deutlich beschrieben haben. Wir wollen so weit nicht zurücke gehen.

In den unsrigen Zeiten ist so viel gewiß, daß diese Lufterscheinung seit dem Jahre 1716 in Holland, Bri-

 tannien

*) L. 1 Meteor c. 4, 5. **) Hist. nat. L. II. c. 26.

) Quaest. natur. L. I. c. 15. *) Hist. Monst. p. 733.

kannien, Schweden, und in den noch mehr gegen den Nordpol liegenden Ländern so gemein geworden, daß es in einigen Orten um die Wintersonnenwende fast alle Nacht erwartet wird, wie Preston, Kraft und Midelton versichern.

In den südlichen Theilen Deutschlands, in Frankreich und Italien hat man keinen Nordschein vor dem Jahre 1722 beobachtet, hieraus folgt aber noch nicht, daß keiner erschienen ist. In gedachten Ländern sind sie noch selten. In Baiern habe ich den ersten im Monat October 1741 zu sehen bekommen. Seit dem habe ich fast jährlich einen auch mehrere zu beobachten Gelegenheit gehabt. So schnell sind doch kaum jemal hier zu Lande zween Nordscheine aufeinander gefolget, als am dritten und fünften December des verflossenen Jahres. Der letztere war darinn besonders merkwürdig, daß er fast in Osten mit einer hohen Röthe angefangen, und fast in Westen gelblicht verschwunden ist: da indessen der Nord mit auseinander gestreueten dünnen schwarzen Wolken angefüllet war.

Die

Die Eigenschaften des Nordlichts zu erörtern, haben sich die Naturforscher seit vielen Jahren her viele Mühe gegeben. Ihre Meynungen sind sehr verschieden, und sie können es fast nicht anderst seyn; denn dergleichen Vorfälle der Natur, worüber man keine physikalischen Versuche anstellen kann, sind kaum anders, als durch Muthmassungen und Vergleichungen zu erläutern.

Doctor Halley nimmt seine Zuflucht zu den magnetischen Ausdünstungen, welche, wie er dafür hält, in die Erdkugel nahe bey dem Südpol dringen, und nachdem sie die irdischen Zwischenräume durchwandert haben, wiederum in eben derselbigen Entfernung bey dem Nordpol heraus gehen. Diese magnetischen Ausdünstungen können seiner Meynung nach, durch eine Zusammentretung verschiedener Ursachen einen gewißen Grad des Lichts hervorbringen, entweder durch eine größere Feuchtigkeit der Materie, oder durch eine größere Bewegung; fast wie der Ausfluß der electrischen Körper ein Licht im Finstern von sich giebt.

Dieses heißt fast nichts anders als das Dunkle durch das noch Dunklere erklären. Ob es wirklich

solche magnetische Ausdünstungen giebt, und was diese eigentlich sind, ist bey den Naturkündigern noch lange nicht ausgemacht. Warum haben sie erst seit ungefähr 50 Jahren diese Wirkung hervorzubringen angefangen? Man weiß doch von keiner merkwürdigen Veränderung des Magnets in diesem Zeitraume. Warum verursacht diese Materie keine Südscheine? Sie ist eben so werkthätig beym Sud- als beym Nordpole. Oder warum ist sie es nicht?

Monsieur de Marain bemühet sich zu erweisen, daß diese Erscheinung dem Lichte des Zodiaks oder der Sonnenatmosphäre zu zuschreiben sey. Diese, sagt er, wenn sie sich mit unserer Luft vermischt, weil sie von einer andern Materie ist, kann alle Eigenschaften des Nordscheins hervorbringen. Allein hier kommen fast die nämlichen Schwierigkeiten wieder vor. Die Wirkung der Atmosphäre der Sonne war zu allen Zeiten eben dieselbige. Folglich hätten in diesem Systeme die Nordscheine eben so heftig und häufig von dem Jahre 1716, als nach demselben erscheinen müssen. Die Erfahrung aber zeigt das Gegentheil. Ueber das müßten auf unserm Horizont sich des Morgens Ost-

scheine und des Abends Westscheine öfters ereignen. Denn in dieser Stellung der Sonne mit unserer Erde hätten die zwo Atmosphären aufeinander einen eben so großen, ja größern Eindruck, als in den mitternächtlichen Gegenden des Himmels, wo doch das Nordlicht gemeiniglich gesehen wird.

Musschenbroek, Mayer, und Rowning, welche in der Hauptsache überein kommen, geben uns folgende ganz artige und sehr natürliche Auflösung aller gedachten Erscheinungen. Es steigt immer eine Menge Ausdünstungen sowohl von der Oberfläche, als aus den inneren Theilen unserer Erde in die Höhe. Hier werden sie durch eine Art Gährung und starke Bewegung angezündet, wodurch sie in dem Himmel ein nach Beschaffenheit der Materie auf verschiedene Weise gefärbtes Licht hervorbringen können.

Daß die Erddünste sich in die Höhe schwingen, angeflammet werden, und ein gefärbtes Licht zeugen können, das beweisen viele Lufterscheinungen, als da sind die Sternputze, der fliegende Drach und dergleichen, welche aus einer solchen Materie entstehen, wie alle

Naturforscher behaupten. Folglich sind die Dünste der Erde einen Nordschein zu verursachen fähig.

Die eigentliche Materie dieser Dünste kann man noch zur Zeit so genau nicht bestimmen. Einige haben die Dünste des Schwefels dazu bestimmet, andere die Dünste des Niters, des Vitriols, oder eines andern Salzes, andere wiederum die Ausdünstungen der Metalle. Allein die Erscheinungen der Dünste gedachter Körper, wenn sie mit dem Nordlichte verglichen werden, zeigen genugsam an, daß sie von einer ganz andern Beschaffenheit sind. Weil uns aber die Chymie sehr viele flammenfassende und leuchtende Materien darreicht, und noch viele andere im Busen der Erde verschlossen liegen: so kann man hoffen, daß mit der Zeit entweders durch die Kunst, oder durch einen glücklichen Zufall eine dem Nordscheine ähnliche Materie entdeckt werde, wodurch die größten Schwierigkeiten in Erklärung dieses Phänomenons gehoben werden.

Nun kömmt es auf die Frage an: warum scheinet das Nordlicht gemeiniglich nur an den mitternächtlichen Himmelsgegenden? Ehe ich diese Frage beant-

worte,

worte, muß ich anmerken, daß zwar die Nordscheine in den mittägigen Ländern meistentheils nur in Norden gesehen werden. Indessen hat man doch Beyspiele, daß sie auch im Süden als im Jahre 1734, wie Weidler in seiner Abhandlung *) anmerket, erschienen sind.

In Rußland und Lappland sind die Sudscheine gar nicht selten. Davon sind Maupertuis und Delisle Augenzeugen gewesen. **) Musschenbroeck ***) hält dafür, daß die Materie, welche den Nordschein zeuget, aus der Erde unweit dem Nordpol ausdämpfe, und daß diese Ausdämpfung seit dem Jahre 1716 durch einen uns unbekannten Zufall häufiger ausgeschossen sey als vor diesem Jahre.

Gewiß ist es, daß aus dem Vetter-See in Schweden eine nicht unähnliche Materie beständig ausdünstet. ****) Man kann beynahe glauben, daß diese Dünste nach Verlauf einiger Jahre entweder gänzlich, oder

*) De Meteor lucid singular. **) Figura de la terre. ***) De Meteor. ign. c. 91, §. 639.

****) Philo. Tran. N. 298.

oder zum Theile aufhören, und nach der Hand wieder in einer größern oder geringern Menge hervorschießen können; daß auf solche Weise die Erscheinung und Ausbleibung des Nordlichts immer abwechseln müßte.

Wenn diese Norddämpfe in unsere Luft gestiegen sind, und wirklich eine Wolke gestaltet haben: so geben sie doch kein Licht von sich, bis sie durch eine hinlängliche Bewegung gleichsam in eine Gährung gesetzet, und dadurch angezündet werden. Vielleicht wird auch eine Mischung der südlichen Dämpfe dazu erfordert. Und das mag wohl die Ursache seyn, daß die Lichtströme nur an den südlichen Theilen Feuer fassen, und leuchten. Weil nämlich dieses schwache Feuer eher auslöscht, als die südlichen Dämpfe die untern, folglich auch dickern Theile der Wolke durchdringen können.

Aus eben diesem Grunde kann man einigermaßen die Sudscheine erörtern. Denn, wenn vorgedachte Mischung der süd- und nordischen Dünste das Licht erzeuget, so kann es sich ganz wohl zutragen, daß eine aus nordischen Dünsten entstandene Wolke die südliche Materie nicht eher antrifft, bis sie durch den

Wind

Wind über unseren Scheitelpunkt getrieben worden. Hier muß das Licht uns nothwendigerweise in dem mittägigen Theile des Himmels erscheinen. Der Abgang oder der Zufluß der süd- oder nordischen Dünste mag öfters schuldig seyn, daß die Lichtströme augenblicklich in einem Orte verschwinden, in einem andern Orte aber ausbrechen.

Aus allem, was bisher beygebracht worden, erhellet sonnenklar, daß der Nordschein sich allezeit in unserm Luftkreise befindet. Denn er gestaltet eine Wolke: Diese Wolke steht zuweilen viele Stunden nacheinander in der nämlichen Gegend unsers Horizonts still. Folglich muß sie in der nämlichen Zeit mit unserer Luft um die Achse der Erde umgedrehet werden. Weiter! es erscheinet oft ein Nordlicht, welches in einer Entfernung nur von wenigen Meilen unsichtbar ist. Wenn nämlich die Wolke tief an dem Horizonte hangen bleibt. Wenn sie sich aber höher gegen dem Zenith schwingt, so kann ihr Licht in sehr entfernten Orten zu gleicher Zeit gesehen werden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Der Traum unter der Arbeit.

Gestern schlief ich beym Studiertische mitten im Nachsinnen ein, und fieng zu träumen an.

Es kam mir vor, eine schön gekleidete Frau stünde nicht weit von mir, und sähe mich mit froher Stirne an. Du kennst mich noch nicht, mein Freund, sagte sie: Ich bin die Ehre.

Sey mir willkommen, schrie ich voll der Freuden auf: Lässest du dich auch einmal sehen? O wie lange habe ich dich gesuchet! Jetzt wirst du ja bey mir verbleiben? — — Für diesesmal noch nicht, versetzte sie: Ich muß ohne Verzug nach Hofe gehen. Jedoch, gelte ich etwas bey dir, so behalte mir diesen Knaben auf, (Sie führte ein halbgewachsenes Kind an der Hand) welchen ich bey Großen nicht viel darf sehen lassen. Wächst er, und nimmt er bey dir zu, so wird er mirs bald zu wissen machen; ich höre seine Stim-

me weiter, als du glaubst, und ich werde alsdann gleich zurücke kommen. Unter diesen Worten übergab sie mir das Kind, und augenblicklich war sie weg.

Ich schwang den Knaben auf meine Arme, und hatte Mühe, ihn zu tragen; so schwer war selber. O wüßte ich doch deinen Namen, mein Schatz! wispelte ich ihm ganz leise in die Ohren, indem ich sein Angesicht an meine Wangen drückte. — — Arbeit heiße ich, war seine Antwort: und dieses sprach er mit einer so ernsthaften Altstimme aus, daß ich darüber erwachte, und mit frischem Eifer nach meiner Arbeit griff.

Eine

Eine Frage an den Patrioten.

Werthgeschätzter Herr!

Ich habe das erste Stück von ihren monathlichen Kritiken gelesen. Sagen Sie mir doch: Sind Sie nicht vielmehr ein Lobredner als ein Kritiker?

Antwort.

Hochzuehrender Herr!

Ist in ihren Augen nur jenes Stück eine Kritik, worinn man über die Leute schilt?

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der Patriot in Baiern.

Sechstes Stück.

München den 17 Februar 1769.

Entwurf des neueingerichteten Instituts der Deutschen Schulen zu Innsbruck.

Quis est nostrum liberaliter educatus, cui non educatores, cui non Magistri sui atque Doctores, cui non locus ille mutus, ubi ipse altus aut doctus est, cum grata recordatione in mente uersentur.

Cicero pro Plancio.

Nichts kann einem Patrioten angenehmer seyn, als wenn er von Gegenständen reden hört, die zum Besten des Staates das Meiste beytragen. Unter die-

se Gegenstände gehöret gewiß vor allen andern die Erziehung der Jugend, und die Einrichtung jener Pflanzschulen, welche den Bürger zuerst in seiner Kindheit bilden sollen. Unsere Nachbarn haben bereits ein aufmerksames Aug auf diesen wichtigsten Staatspunkt geworfen, und weil eben bey uns eine nahe Hoffnung anscheint, daß auch wir daran kommen werden, so will ich mir diese Gelegenheit zu nutzen machen, und als ein Patriot öfter mit meinen Landsleuten von diesem Gegenstande reden.

Ich will ihnen bisweilen meine Gedanken darüber eröffnen, und hie und da das Beyspiel und die Verordnung unserer Nachbarn vor Augen legen. Jedem Bürger liegt daran, daß er von den Grundsätzen einer guten Erziehung eine Kenntniß habe. Hat schon nicht jeder Bürger den Beruf und die Gelegenheit zur Einrichtung öffentlicher Schulen gemeinschaftlich Hände anzulegen, so muß er doch von dem Nutzen desselben überzeuget seyn, und er kann doch auch vieles davon auf die Erziehung seiner Kinder zu Hause anwenden.

Für jetzt kann ich nichts nützlichers in diesem Fache auf die Bahne bringen, als wenn ich den Grundriß des neuerrichteten Instituts der deutschen Schulen zu Innsbruck, in einem Auszuge und eben der Ordnung bekannt mache, in welcher sie der Herr Director dieses Instituts entworfen, und hieher gesandt hat. Hier ist er:

§. 1.

Von den Bewegursachen, die deutschen Schulen zu verbeßern.

Sowohl der Religion, als dem Staate liegt sehr vieles an einer guten Kinderzucht, und wohleingerichteten Schulordnung. Wenn diese beyde gut bestellet sind, so kann es nicht anders seyn, als daß alle Staats- und bürgerliche Aemter mit wahren Christen und guten Bürgern versehen werden. Und hängt nicht von diesen die Wohlfahrt des Staates meistentheils ab? *

§. 2.

Von Abtheilung der deutschen Schulen.

Wie die lateinischen Schulen in verschiedene Classen getheilet sind, damit die Jugend auf diese Art

*) Cicer. de diuinat. l. 2. Concil. Mogunt. an. 1549.

von dem Leichtern zu dem Schwerern immer stuffenweise geführet, und nicht gleich anfänglich durch die Schwierigkeit abgeschrecket werde, die sich in Erlernung einer todten Sprache hervorthun wird; so können auch die deutschen Schulen mit allem Rechte in mehrere Classen getheilet werden. Diese Theilung hat eben ihren Grund; denn

Erstens werden die Gegenstände und Theile der deutschen Sprachkunst nicht untereinander vermischet, und eben darum werden sie auch deutlicher.

Zweytens wird die Lehrart hiedurch ungemein erleichtert. Der Lehrer hat immer den Fortgang seines Schülers vor Augen, und sieht schrittweise, wie weit derselbe gekommen: der Schüler behält aber die Lust zu lernen desto gewisser bey, wenn er nicht alle Schwierigkeiten auf einmal verschlingen darf.

Die deutschen Schulen sind also nach diesem Entwurfe in vier verschiedene Classen getheilet.

In der erstern wird den kleinen Kindern das Buchstabieren, und Lesen im Drucke nach dem neu vor ei-

nem Jahre in den Druck herausgegebenen Namenbüchlein, wie auch der Grund die Schrift zu lesen und zu schreiben auf eine leichte Art beygebracht.

Die zweyte Classe lehret die Canzley- und Fracturschrift nebst der Recht- und Schönschreibung.

In der vierten Classe lernen die Schüler das Rechnen, lateinisch lesen und schreiben. Es werden auch denselben die ersten Grundsätze von der lateinischen Sprache auf eine solche Art beygebracht, daß die zu größerer Wissenschaft fähige gleich von den deutschen Schulen zu den lateinischen sich verfügen können.

Zum Rechnen kömmt noch die Zeichnungskunst als gleichsam die fünfte Classe. Diese, wiewohl sie dem Gelehrten sonderheitlich nützen kann, und in einigen Wissenschaften demselben gar unentbehrlich ist, so nützet sie doch auch andern Bürgern sehr viel, die eben nicht Gelehrte werden wollen. Was hat ein Baumeister, ein Schreiner, ein Schlosser, ein Goldschmied, ein Maler, ein Zimmermann, der die Anfangsgründe der Zeichnungskunst schon in den deutschen Schulen

erlernet hat, vor vielen andern für einen großen Vortheil, die in dieser Kunst ganz fremde sind? *

Diese fünfte Classe hat wegen Abgang eines tauglichen Lehrers bisher noch nicht gänzlich zu Stande kommen können.

§. 3.

Von den Gegenständen der deutschen Schulen.

Aus der in vier oder vielmehr fünf Classen gemachten Eintheilung der Schulen erhellet der Gegenstand jeder Schule von sich selbst. Die vierte Classe hat doch dieses Sonderheitliche noch, daß neben der Orthographie und Calligraphie auch ein hinreichender Un-

*) Dörfte ich nicht hierzu noch die Lehre von einem kurzen Unterrichte in der Geographie und Historie beyfügen? Soll der gemeine Mann gar nichts wissen dürfen, in welcher Lage er sich auf der Welt befinde, und was vor seiner Ankunft auf dieser Erde geschehen ist? Ich will deßwegen aus dem gemeinen Manne nicht lauter Gelehrte machen. Die Rede ist von einem kurzen Begriffe, und nicht von einer weitläuftigen Wissenschaft.

Unterricht den Knaben beygebracht wird, wie man gute Briefe und Bittschriften verfertigen kann.

§. 4.

Von dem Unterrichte in der christlichen Lehre.

Da nach Zeugniß des göttlichen Geistes die Furcht des HErrn der Anfang aller Weisheit ist, so hat man bey der Einrichtung der Schulen ein besonderes Augenmerk auf den Grund der katholischen Religion, und die bey der Jugend so nöthige Sittenverbeßerung geworfen. Deßwegen wird keine Mühe zu schwer, keine Sorge zu groß erachtet, um die Jugend sowohl in den Gründen und Geheimnißen des wahren Glaubens, als in jenen Pflichten zu unterrichten, die Jedermann als ein Christ gegen GOtt, als Unterthan gegen seinen Landesfürsten, und als ein Bürger gegen seine Mitbürger hat.

Zu diesem Ziele werden in den neuerrichteten Schulen wochentlich, und beynahe fast täglich Christenlehren gehalten. Und damit die schwache Jugend im Begriffe der Glaubenswahrheiten nicht nur eine Erleich-

terung, sondern auch eine tiefere Einsicht bekömmt, so wird das eigen hierzu verfertigte Christenlehrbüchlein jederzeit gebraucht, und nach der darinn enthaltenen Ordnung werden die Glaubenssätze der Gedächtniß sowohl als dem Verstande der Kinder sorgfältigst eingepräget.

Ueberdas wird wochentlich einmal eine sonderheitliche Unterweisung von den Sittenlehren und Höflichkeitsregeln gehalten, in welcher einige Sätze von der guten und menschenfreundlichen Lebensart der Jugend vorgelesen, und erkläret werden. Der Lehrer hat zugleich ein aufmerksames Aug auf die ganze Aufführung und Lebensart seiner Schüler, damit sie diese Lehrsätze nicht nur begreifen, sondern auch ihre Sitten und Lebensart nach den Regeln derselben einrichten. *)

§. 5.

*) Unter jenen Stücken, die an sich selbst sehr nöthig sind, und dennoch meistentheils außer Acht gelassen werden, ist ganz gewiß die Aufmerksamkeit der Schullehrer auf das äußerliche Bezeugen ihrer Schüler. Die Beobachtung der Wohlanständigkeit in Worten, Regungen und Gebärden, werden noch manche unter die Gegenstände des Schulwesens nicht gezählet haben,

§. 5.

Von den Schülern, welche diese Schulen besuchen.

Das hochansehnliche kaiserlich-königliche Landsgubernium hat aus weisesten Absichten durch eine gnädige Verordnung allen Aeltern hiesiger Stadt und Gegend den ernsthaften Auftrag gethan, daß sie alle ihre schulmäßige Knaben von dem siebenten Jahre an in die öffentlichen deutschen Schulen schicken sollen, und gemäß dieser Verordnung darf kein Knab in den lateinischen Schulen des Gymnasiums angenommen werden, der nicht zuvor diese deutschen Schulen besu-

ben, und läßt sich doch nicht läugnen, daß sehr vieles daran liege. Die Sittsamkeit, Artigkeit und Höflichkeit hat schon manchen zu seinem Glücke geführet, da hingegen oft die geschicktesten und besten Leute zurückegeblieben, wenn es ihnen an der äußerlichen guten Lebensart gefehlet hat. Es ist ein bloßes und sehr schädliches Vorurtheil, wenn man glaubet, die Höflichkeit stehe bloß dem Hofmanne wohl an: gerade als wenn die Grobheit eine nöthige Eigenschaft des gemeinen Mannes wäre. Die Menschlichkeit ist

allen

chet hat. Dem Adel allein steht es frey, ihre Kinder zu Hause oder in den öffentlichen Schulen unterrichten zu lassen.

Auf diese Verordnung haben unsere deutschen Schulen wirklich also zugenommen, daß sich bereits dreyhundert Knaben einfinden, unter denen auch einige Adeliche gezählet werden.

Die Mägdchen werden zu den ehrwürdigen Frauen Ursulinerinnen in die Schule angewiesen, über welche doch eine neue Obsicht unsern deutschen Schulen aufgetragen wird.

§. 6.

---

allen Ständen eigen, und ein ungesitteter und roher Mensch ist im bürgerlichen und gemeinen Leben so unerträglich als bey Hofe, und bey hohen Aemtern. Es ist auch falsch, wenn man dafür hält, es wäre eine Unmöglichkeit, daß man gemeine Leute zu einer artigen und höflichen Lebensart gewöhnen könne. Man ändere nur die Art zu erziehen, so wird sich von sich selbst die Lebensart der Erzogenen ändern. Sind nicht auch die gemeinen Leute in einem Lande höflicher und leutseliger als in dem andern? Was in einem Lande möglich ist, das wird wohl auch in einem andern Lande möglich seyn.

§. 6.

Von den Lehrern, deren Unterhalt und dem Schulhause.

1. Es sind für jetzt sechs Lehrmeister in diesen deutschen Schulen, aus welchen vier Petriner, und zween weltliche Schuladjuncten sind, und wiewohl

2. Bisher noch kein vollständiger Stiftgrund verhanden, so werden dieselben dennoch vermittelst großer Gutthäter anständig unterhalten.

3. Ist ein eignes Schulhaus erkauft worden, in welchem die deutschen Schulen ordentlich gehalten werden, und auch die Lehrer ihre Wohnung haben.

Dieß ist nun ein kurzer Entwurf von den jetzigen in Innsbruck zu blühen anfangenden deutschen Schulen.

Wir sehen hieraus, daß auch unsre Nachbarn immer in ihren Einrichtungen etwas zu verbessern finden, und daß wir nicht die einzigen sind, bey denen die deutschen Schulen einer Verbesserung nöthig haben.

Sie

Sie gehen uns mit ihrem Beyspiele vor, wir werden nachfolgen. Wir wollen ihre Plane und Einrichtungen einsehen, und was uns davon gefällt, und in unsere Gegend schicklich ist, zum Nutzen des Vaterlandes anwenden. Wenn zu dergleichen Anwendungs- und Schulverbesserungen Leute genommen werden, die nebst der hierzu nöthigen Einsicht ein patriotisches Herz haben, und sowohl bey den Vorschlägen als der Ausführung derselben nicht den eignen sondern bloß den Nutzen des Vaterlandes suchen, so kann sich der Staat viel Gutes davon versprechen.

Beschluß des abgebrochenen Artikels von dem Nordscheine.

Einige haben sich, wiewohl vergeblich, bemühet, die wahre Höhe verschiedener Nordscheine zu finden, und abzumessen.

Bossellin und Musschenbroeck haben das Wetter, welches den Nordscheinen sowohl vorgegangen, als nachgefolget ist, viele Jahre hindurch auf das sorgfältigste beobachtet. Sie haben immer gefunden, daß keine gewiße Witterung ihre Ankunft jemal vorgesagt, oder daß sie eine bestimmte Gattung von der künftigen Witterung angezeigt hätten. Regen, Schnee, Trockene, Wind, Luftstille, Kälte, Wärme sind ohne Unterschied vor und nach eingefallen.

Eben dieses habe ich bey den Nordscheinen, welche mir innerhalb 26 Jahren zu Gesichte gekommen sind, wahrgenommen. Das Queckfilber in den Barometern habe ich bey dem Nordscheine zuweilen hoch zuweilen niedrig angetroffen. Es ist wahr, das Nordlicht pflegt meistentheils beym heiteren Himmel, und bey stiller

Luft

Luft zu erscheinen. Doch ist dieses so allgemein nicht. Den 14 März 1752 schimmerte zu Regensburg ein überaus hellrother Nordschein, da der Westwind heftig wehete. Und den 10 Nov. 1748 war eben zu Regensburg der Himmel mit dünnen Wolken fast ganz überzogen, als sich ein starkes Nordlicht zeigte.

Wenn nun der Nordschein keinen Einfluß in unsere Witterung spüren läßt: so ist es nicht zu vermuthen, daß er eine Veränderung in den physikalischen Körpern verursachen könne; vielweniger, daß er die geringste Verbindung mit dem sittlichen oder geistlichen Wesen der Menschen habe. Wie ungereimt handeln also diejenigen, welche solchen natürlichen Erscheinungen nicht nur allerhand willkührliche Vorstellungen, als Armeen, Schlachten, Waffen, Ruthen, Todtenbahren u. d. gl. nach ihrer Einbildung und den von der Kindsstube mitgebrachten Vorurtheilen andichten, sondern daraus so gar künftige Begebenheiten ihrem leichtgläubigen und unwissenden Nebenmenschen anzukünden sich unterstehen.

Ein vernünftiger und Wahrheitliebender Mensch soll vielmehr alle Mühe anwenden, daß er die Eigenschaften solcher Erscheinungen der Natur; so viel als es ihm möglich ist, einsehe, und untersuche, die Schönheiten derselben bewundere, und die größte Allmacht und Güte des Schöpfers anbethe, welcher ihm so viele herrliche und wunderbare Vorfallenheiten theils zu seiner Ergötzung, theils zu seiner Unterweisung täglich vor Augen legt.

Der Mensch, der nur das Sonderbare liebt,
Und jedem Tand den Namen, Wunder, giebt,
Kann der auch wohl der Allmacht Werke sehen,
Den Zweck, wozu GOtt alles schuff, verstehen?
Was uns erschreckt, ist andrer Länder Heil.
Uns schadet nichts, als unser Vorurtheil.
Ein Irrwisch, der entflammt vom Winde
Sich schnell aus einem Sumpfe reißt,
Ist uns ein fürchterlicher Geist.
Wie sehr gleicht noch der Mann dem Kinde?
Drey Sonnen auf einmal zu sehn,
O Himmel! was wird das bedeuten?
Die Welt kann länger nicht mehr stehn,
Was Unerhörtes muß geschehn,
Krieg, Pest, und Tod droht schon von weiten.

In meinem Haus, geliebte Nachbarinn!
Ihr wißts, kann ich kaum einmal Ruh genießen:
Denn das Erdmännchen klopft darinn.
O HErr! mein Mann wird doch nicht sterben müßen?
Die Stockuhr lief mir neulich ab:
Bald trug man auch mein Kind ins Grab.
GOtt will uns durch Vorbothen lehren.
Der Stein, der jüngst vom Himmel fuhr,
Bringt eine Theurung, glaubt mirs nur.
Die böse Welt! Wann wird sie sich bekehren?
So prophezeyhn, so zittern wir,
So suchen wir einander selbst zu schrecken.
Ein nie gesehnes Wunderthier
Kann leicht in uns die Furcht vor Zauberey erwecken.
Der Nordschein wird zum Kriegeszeichen
Man sieht darinn ein blitzend Schwert,
Ein Heer zu Fuß, ein Heer zu Pferd,
Und Ruthen, Todtenköpfe, Leichen
Auf Wolken durch den Himmel streichen.
Allein der Weise sieht ganz anderst als der Pöbel.
Sein forschend Aug durchdringt die Nebel;
Er sieht verklärt die ewge Macht,
Dadurch GOtt in der langen Nacht,
Die er dem Nordpol zugedacht,
Ganz Grönland durch dieß seltne Licht erfreuet.
Der Weise siehts, und benedepet.

Der
Patriot in Baiern.

Siebentes Stück.

München den 10 März 1769.

Gedanken über die äsopische Fabel.

Wer glücklich Fabeln schreibt, der folgt Aesopus Spur,
Er beßert durch ein Bild, und lehrt durch die Natur.

Lichtwer.

Die äsopische Fabel hat sich von allen Zeiten her dem menschlichen Geschlechte sehr nachdrücklich empfohlen. Sie hat auch sogar bey Leuten Beyfall gefunden, welche sonst an allen Dichtarten keinen Geschmack haben.

Und gleichwohl, da ihr doch alle Jahrhunderte günstig gewesen, da sie sogar in den dunkelsten Zeiten

Liebhaber, Verehrer, und Nachahmer gefunden, gleichwohl scheint es, daß wenigst einige bisher sehr irrige Begriffe davon gehabt haben.

Die Fabeln des Aesops, wie sie uns gleichsam bloß, in ihrem natürlichen Kleide aufbehalten worden, machen ihr Glück nur halb, und finden bey wenigern Lesern Beyfall, anstatt daß sie, wenigst wie Herr Lessing will, in dieser Einkleidung am angenehmsten uns vorkommen, und alsdann erst gut und regelmäßig seyn sollen, wenn sie von aller Auszierung vollkommen beraubt sind. Wenn uns aber Phädrus, La Fontaine, Desbillon, Lichtwer, Hagedorn, Gellert und noch mehrere als Dichter solche vortragen, dann liest Jedermann gerne Fabeln. Selbst der finstere Tribonianer steckt oft die Brillen auf die Nase, und blättert darinnen herum.

Der Fehler scheinet hier nicht in der Fabel, sondern in dem menschlichen Herzen zu stecken. Die Wahrheit, wenn wir sie gleich erkennen, macht auf unser Gemüth keine sonderlichen Eindrücke, wenn wir sie nicht unter einem Bilde versteckt finden, und

selbst

selbst dieses Bild wird unsre schläfrige Seele nur in etwas erwecken, wenn nicht gewisse geschickte Wendungen, und ein sinnreicher Vortrag alle unsere Empfindungen auf einmal in Bewegung setzen. Leute vom Geschmacke, Philosophen und gründliche Gelehrte allein können die einfältige bloße Wahrheit, wie der Adler den Sonnenstral, ertragen. Nur sie finden eine ungeschmückte Fabel schön. Die meisten übrigen Menschen sind eines blöden Gesichtes, und brauchen gefärbte Gläser.

Bey den Alten, sagt Herr Leßing, war die Fabel ein Stück der Philosophie, und von daher entlehnten sie die Redner. In unsern Zeiten, wenigst seit dem la Fontaine, gehört sie nun zur Dichtkunst. Ich will nicht abschreiben, was die Bibliotheck der schönen Wissenschaften und freyen Künste dawider sehr gründlich einwendet. So viel ist gewiß, daß Herrn Leßings Fabeln nicht so gut zum Gebiethe der alten, als der neuern Zeiten gezogen werden könnten, und noch gewisser ist, daß seine Fabeln, wie schon die Bibliothek erinnert, nicht gänzlich aesopisch, das ist, alles Schimmers und Schmuckes beraubet sind.

Was man aus seinem obigen Satze mit einiger Richtigkeit schließen kann, so ist die Fabel unterschieden. Die einfältige, oder aesopische gehört ins philosophische, die geschmückte, und noch mehr die allegorische ins poetische Fach. Wohin stellen wir unsers Herrn Leßings Fabeln? — In keines von beyden? — Ja. — Aber was nun? — — Herr Leßing geht eine Mittelstraße. Und wie schön, wie angenehm, und seinem großen Geiste angemessen ist diese neue Straße? Er wollte vollkommen aesopisch seyn; sein poetisches Genie widerstund. Er schrieb der Poesie zum Trotze, Und — aus diesem doppelten Streite, was entstund? eine neue Schreibart. Leßing ward ein Original.

Meine Landsleute, für die ich eigentlich schreibe, kennen noch sehr wenig seine Fabeln, und die sie kennen, halten Nichts für leichter, als solche Fabeln in Prosa zu schreiben. Diese irrige Meynung gründet sich theils in den falschen Begriffen, die sie überhaupts von der Fabel haben, theils in dem abgemessenen Reimengeklingel, darein sie einzig und allein das Wesen der Poesie setzen. Beydes ist gefehlt, und beydes hoffe ich zu heben.

Die Fabel ist die Seele der Dichtkunst, das wissen wir, und die aesopische Fabel ist das Kleid der Weisheit. Auch dieses ist richtig. Die eigentliche poetische Fabel ist nicht für Jedermann, und die aesopische, wiewohl sie der dümmste Pöbel versteht, hat etwas Trockenes, daran uns leicht eckelt. Wir haben also eine Mittelstraße nöthig.

Die göttliche Schrift, und selbst unser göttlicher Erlöser bedienten sich sehr oft der Fabel, als des sichersten Mittels, die Sittenlehre angenehm zu machen, und die Menschen nicht nur zu überzeugen, sondern zu rühren, und gleichsam dahin zu reißen. So dichterisch, feurig, und erhaben sonst insgemein der Stil der heiligen Schriftsteller ist, so legen sie doch alle Pracht hinweg, wenn sie die Wahrheit in eine Fabel einkleiden. Und JEsus Christus die ewige Wahrheit selbst, so deutlich, gemein, und begreiflich er sonst seine Lehren vorgetragen, scheinet sich doch zuweilen ganz unvermerkt zu erheben, wenn er durch Gleichnisse und Erzählungen lehret. Die Geschichte vom verlornen Sohne kann davon am besten zeugen. Mir scheint es also ausgemacht zu seyn, daß eine gute Fabel weder glänzend, noch ganz platt erzählt wer-

den müße, und daß eine einzige solche Fabel mehr sittlichen Nutzen schaffe, als ein ganzer moralischer Band von einem aristotelischen Sittenrichter.

Die Verse, und noch mehr die Reime machen den gemeinen Haufen der Leser glauben, daß es sonst keine Schönheit, keine Poesie, keine annehmliche Schreibart gebe. Ihre Ohren sind zu verwöhnt, als daß sie einen Geßner, oder Leßing, wenn sie keine Verse schreiben, für Dichter erkennen sollten. Allein zu geschweigen, daß wir einen Telemach in Prosa haben, wem gefallen die Psalmen nicht, die hohen Lieder, das Klaglied des Propheten Jeremias u. s. w. in der göttlichen Schrift?

Die erhabensten Ausdrücke, die feurigsten Gedanken der Hebräer haben sich auch in unsern Uebersetzungen noch nicht so sehr verloren, daß sie uns nicht sogleich begeistern, und nach sich ziehen sollten. Wie aber, ist das Poesie? — Ja, meine Herren! und zwar Poesie ohne Reime, und ohne Sylbenmaas. Denn ich lasse mich noch schwerlich bereden, daß die Hebräer ein gar so ordentliches Sylbenmaaß gehabt haben sollen,

als

es heut zu Tage sehr viele zu bestimmen scheinen. Selbst Robert Lowth, in seinen praelectionibus de Poesi sacra Hebraeorum, ist in diesem Stücke noch in etwas zweifelhaft, weil sich der Knoten nicht so gar leicht auflösen läßt.

Doch wieder zurück zur Fabel. Im Buche der Richter am 9 Cap. v. 8 finden wir die schöne Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählten. Sie ist zwar nicht gar lang, aber doch zu lange zum Abschreiben. Wie natürlich, kurz und nett ohne Schminke ist nicht alles ausgedrückt? Die Wiederholungen, ein eigenthümliches Kennzeichen des Schriftstils lassen sehr schön und nachdrücklich. Wie angemessen ist nicht die ganze Anlage den damaligen Umständen, da Abimelech eine tyrannische Obergewalt über Israel sich anmaßte, und daher seine 70 Brüder erschlug. Alle guten Bäume, welche zuerst die Wahl getroffen, schlugen den Rang großmüthig aus. Der elende Dornstrauch (ein schönes Bild vom Abimelech) dieser allein nahm ihn an, und mit welchem Trotze? Ich kann mich nicht enthalten, wenigst diese Stelle hieher zu setzen.

„ Wenn ihr (sagt der Dornstrauch) mich ernstlich „ zu eurem Könige erwählt, so kommet und ruhet unter „ meinem Schatten. Wollt ihr aber nicht, so breche „ das Feuer aus dem Dornstrauche hervor, und verzehre die Cedern am Libanus.

Die bekannte Fabel des Propheten Nathans ist eben so schön und lehrreich. Und so sind alle Parabeln unsers göttlichen Heilandes beschaffen. Wer liest sie nicht gerne, auch in der magersten Uebersetzung? Wären wir durch einen falschen Unterricht nicht zu früh an ein blumenreiches, und von Figuren und Tropen zu sehr überladenes Versewesen gewöhnt worden, so würden wir sie mit noch größerm Vergnügen lesen.

Denjenigen, die an der prosaischen Fabel noch gar keinen Geschmack finden, kann man keinen beßern Rath geben, als daß sie Leßings Fabeln lesen sollen. Ich habe es gesagt, er geht eine Mittelstraße, und diese gefällt gewiß Jedermann. Seine leichte Art zu erzählen, seine nachdrückliche Kürze, und seine besondere Weise, die Moral anzubringen, gelten in meinen Augen wenigst allzeit so viel, als die besten Ver-

se.

se. Der Dichter kann sich nur selten verläugnen. Und der gesalzene epigrammatische Witz, den wir aus seinen Kleinigkeiten kennen, verräth sich in seinen Fabeln nur gar zu oft.

Ich will zur Probe meines Satzes etliche Beyspiele anführen; weil doch Leßings Fabeln in unsern Gegenden ein noch seltenes Buch sind, und auch die berlinische Auflage ziemlich rar geworden ist.

Aus dem II Buche VIII Fabel.

Der Esel mit dem Löwen.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde gieng, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu! Guten Tag mein Bruder! — — Unverschämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du deßwegen, weil du mit einem Löwen gehst, beßer als ich? mehr als ein Esel?

Aus dem I Buche XXII Fabel.

Die Eule und der Schatzgräber.

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschloßes, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff, und verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minervens?

Warum nicht? versetzte die Eule. Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deßwegen von der Luft leben? Ich weis zwar wohl, daß ihr Menschen es von einem Gelehrten verlanget. — —

Aus dem III Buche V Fabel.

Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Swalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. Wie, bist du dann nur gegen mich so karg? sagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubest du, daß er dich deiner Wolle über

und

und über entblößen darf; und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?

Das kömmt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, als der Hirt.

Aus dem I Buche XXI Fabel.

Der Fuchs und der Storch.

Erzehle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weit gereisten Storche.

Hierauf fieng der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer, und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr! wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am besten nach ihrem Geschmacke gefunden?

* * *

Wen soll nun diese schmackhafte Art, eine Fabel vorzutragen, nicht einnehmen, nicht entzücken? Wem gefällt die Anlage selbst nicht?

Ich frage nun alle diejenigen, die bisher an prosaischen Fabeln nichts Angenehmes, nichts Reizendes gefunden, ob sie nicht vielleicht darum denselben abgeneigt gewesen, weil sie nur solche Fabeln zu Gesichte bekommen, die in ihrer Anlage übel ausgedacht, und ihrem Vortrage nach langweilig erzählet sind? denken sie aber nicht ganz anders, wenn sie Leßingen erzählen hören? Er ist und bleibt in diesem Stücke ein für allemal ein Urbild. Wir wollen ihm hinfür öfter nachahmen, wie wir es bisher gethan haben, und wir wünschen nichts mehr, als daß die Jugend, die sich in ihrer Mutterspracbe üben will, diese Art von Uebung und Nachahmung wählen möchte. Zum Versemachen ist nicht Jedermann gebohren; ein guter prosaischer Vortrag im Erzählen ist aber Jedermann zu seinen täglichen Geschäften fast unentbehrlich.

Illud maxime in tanto poeta uidetur admirabile, quod licet inter eius fabellas quaedam occurrant, quas forte, postquam legeris, si mentem serio ad ipsam argumenti naturam referas, non multum approbes, nulla tamen omnino sit, quam non approbare debeas, dum legis.

Desbillon.

Ein Schreiben an den Patrioten.

Werthgeschätzter Herr Patriot!

Eine elende, eine in die betrübtesten Umstände gesetzte Person sendet Ihnen dieses Schreiben: Werther Patriot! Sie, der Sie ein patriotisches Herz haben, Sie werden es kaum ohne Mitleiden lesen, wie ich es nicht ohne Thränen geschrieben habe.

Kein Unglück fällt schmerzlicher, als wenn es einen glücklichen trifft, und eben ich würde die Schläge meines unglücklichen Schicksals nicht so sehr empfinden, wenn ich nicht ehemals die Glücklichste von der Welt gewesen wäre.

— —

Denken Sie doch einmal! So viele Jahrhunderte hindurch war ich im Flore. — — Ich saß als eine Königinn auf dem Throne, und so weit sich das Reich der Wissenschaften in Occident erstreckt, so weit erstreckte sich auch mein Gebiet. — Ein Heer von vielen tausenden so gelehrt- als grauen Männern bedeck-

ten meine Burg, und wenn auch aus einer Menge gebeugter Unterthanen, die vor meinem Throne lagen, hier und da ein junger Stutzer oder naseweiser Jüngling sein kühnes Haupt gegen mich empor heben, und meine Sätze nicht anbethen wollte, so schlug man ihn auf das Haupt, und unterdrückte ihn.

Mein Ansehen war so groß, daß man meine Sätze annahm, ohne sie zu prüfen. — — Man glaubte sie nur auf mein Wort. — Selbst die Wahrheit erkannte man erst für wahr, wenn ich sie sagte, und wenn ich sie nicht sagte, so hielt man sie beynahe für keine Wahrheit mehr. — — Meine Schüler schwuren gleich im Anfange auf alle meine Worte, die ich ihnen das Lehrjahr hindurch reden würde. — Man stritt hernach nicht mehr, ob meine Sätze richtig wären, sondern vielmehr, ob es meine Sätze wären. — — Widersprechen dörfte mir ja Niemand. — — Ich lehrte, und man unterwarf sich meiner Lehre; ich geboth, und man gehorchte mir.

Und nun — — — (meine Umstände sind Ihnen mein Herr Patriot! beßer bekannt, als ich sie Ihnen

erklären kann). — — Nun wollen meine Söhne klüger seyn, als ihre Mutter! Meine Söhne, sage ich, und warum nenne ich sie Söhne, die ich Rebellen nennen soll? — —

Sie kehrten jene Waffen wider mich, die ich ihnen wider meine Feinde gegeben habe. — — Sie stießen mich vom Throne, — — Sie vertrieben mich aus allen hohen Schulen, aus allen öffentlichen Kanzeln Sie die Unbarmherzigen — — — (Ich finde nicht Worte genug, meinen Schmerzen auszudrücken.) Sie würden mich gar aus dem ganzen Erdkreise vertrieben haben, wenn nicht — — — allein, ich werde ohnehin kaum irgendwo mehr geduldet, als in den finstern Ecken etlicher unberühmter Winkellehrer, die meine Umstände bedauern, aber zu meinem Unglücke nicht ändern können.

Ist dieß der Lohn meiner Verdienste um das Vaterland, — um die Gelehrsamkeit — selbst um die Religion? — — —

Dem Vaterlande habe ich so lange gedienet! — Dem Reiche der Wissenschaften habe ich so viele vortreffliche

treffliche Männer geliefert, die von der Gründlichkeit meiner Lehre so sehr überzeugt waren, daß sie derselben standhaft bis in den Tod anhiengen. — — Der Religion habe ich durch meine Vernunftschlüße die Waffen geschmiedet, womit sie so tapfer gegen ihre Feinde gefochten hat.

— —

Wertheſter Herr Patriot! überlegen Sie alle dieſe Umstände! — — Helfen Sie — Sie können. — — Sie haben die schönste Gelegenheit an der Hand, wie sie meine Ehre retten, und mich wiederum in mein voriges Ansehen bringen können! — — thun Sie es — — Ich hoffe, — bin — und ersterbe

Werthgeschätzter Herr Patriot

Ihre

gehorsame Dienerinn

die

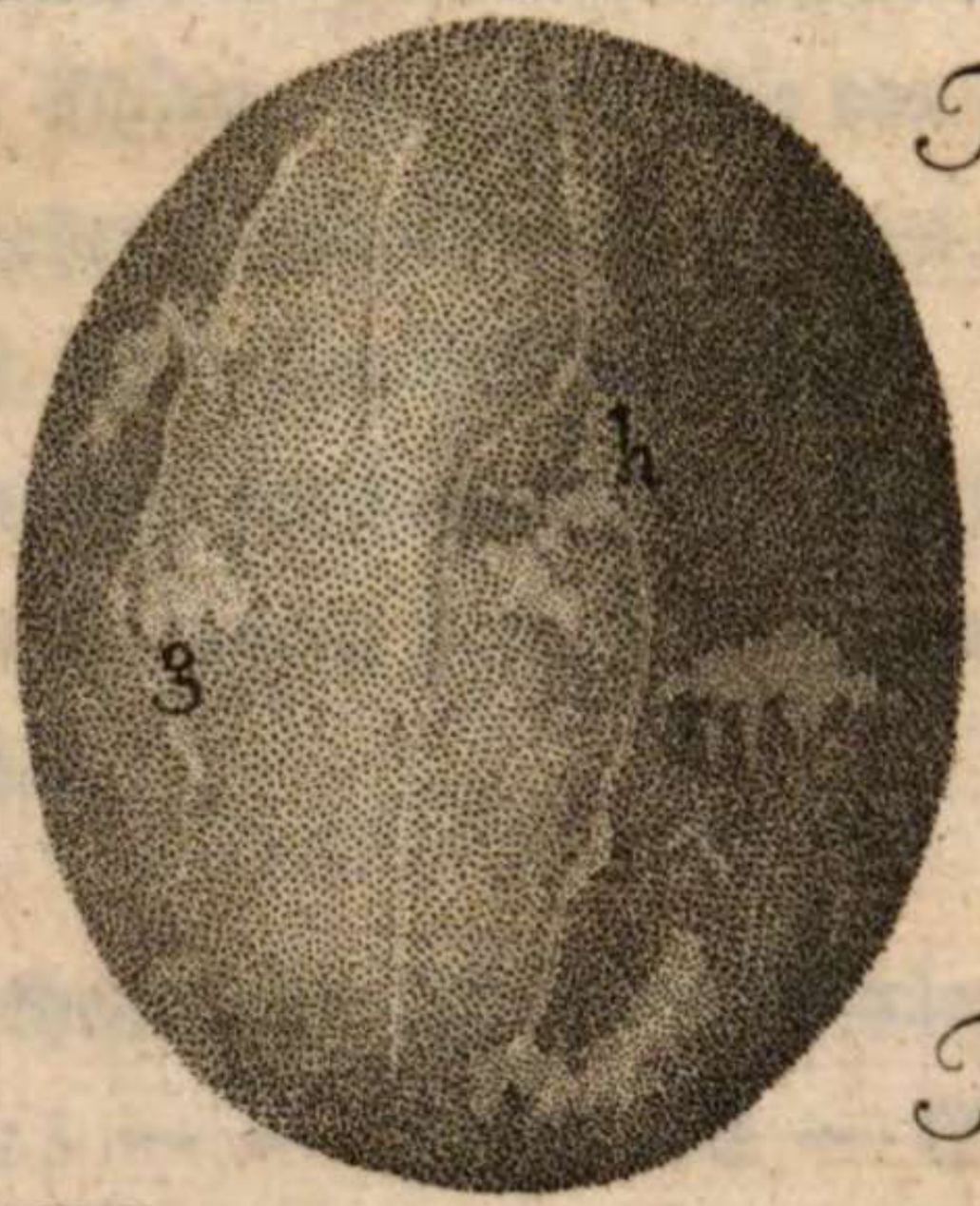
aristotelische Philosophie.

— —

Die Antwort folgt künftig.

Seit. 145.

Fig. I



Zoll.
1
2
3
4
5

Fig. III

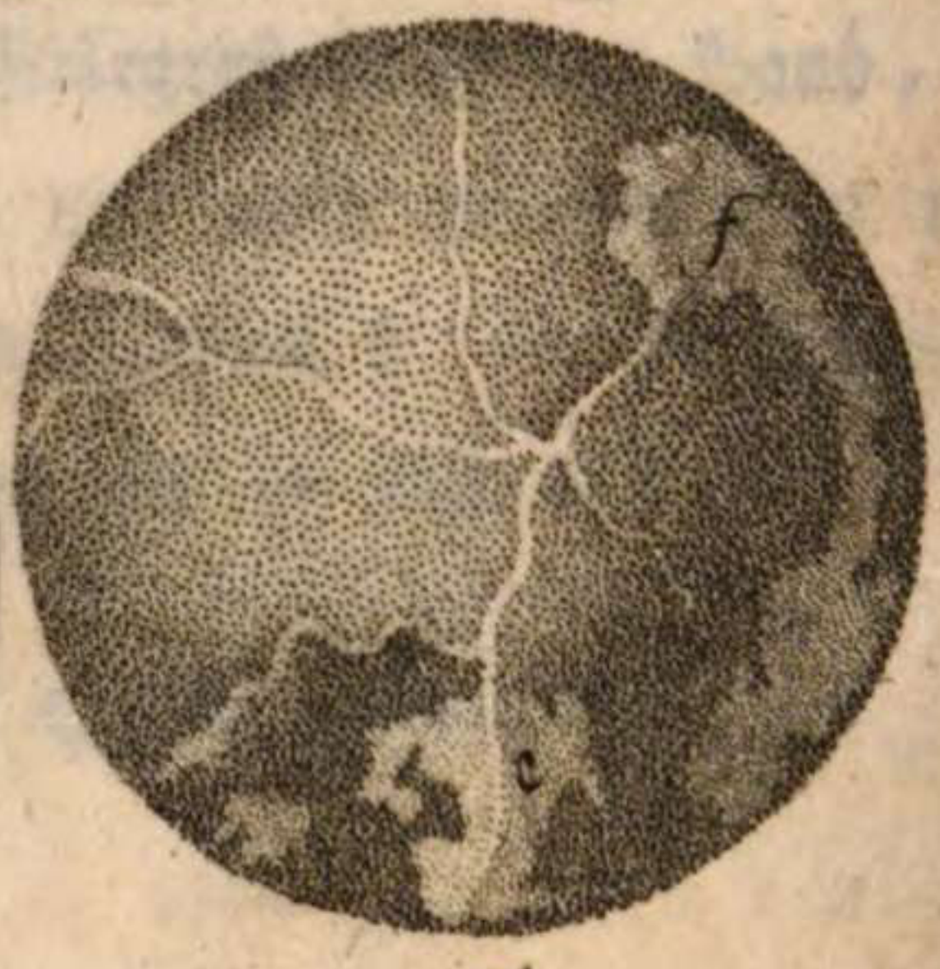


Fig. IV

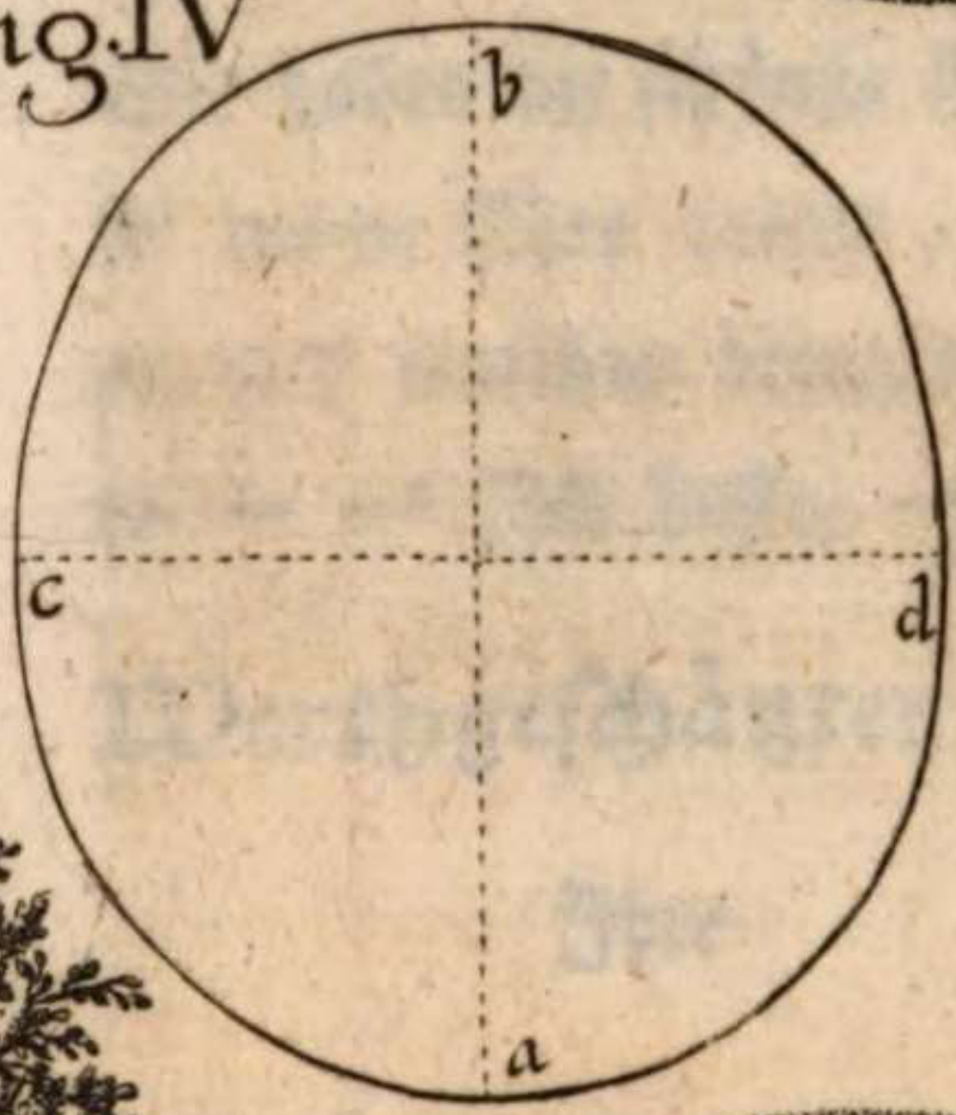


Fig. II

Der
Patriot in Baiern.

Achtes Stück.

München den 17 März 1769.

Der Bezoar.

Der Werth sowohl als die Hochachtung, welche man für natürliche Dinge zu hegen pflegt, werden zuweilen nach ihrem Nutzen, oft nach ihrer Seltenheit, auch manchmal nach ihren besondern Umständen abgemessen.

Nach allen Absichten verdienet der Bezoar, welcher in dem Naturalienkabinete der churfürstl. Akademie der Wissenschaften bewahret wird, betrachtet, und untersucht zu werden.

Ehe ich aber diese besondere Erscheinung der Natur zu beschreiben anfange, halte ich es für nothwendig,

dig, daß ich einen kurzen Begriff von den Bezoaren überhaupt, und von den verschiedenen Gattungen derselben voraussetze.

Im weitläuftigsten Verstande nennet man Bezoar alles dasjenige, was man als eine Arzney wider die schädlichen Folgen des Gifts und anderer scharfen Krankheiten zu gebrauchen gewohnt ist. Hieher gehört der Mineralbezoar, welcher aus einer Zubereitung der sogenannten Spießglasleber, des Salpetergeistes, und verschiedener Metalle als des Silbers, des Eisens, und des Zinnes verfertiget wird.

Zu den Bezoaren rechnen einige Naturalisten eine gewisse Art von Steinen, welche hin und wieder in verschiedener Größe, Farbe, und Gestalt angetroffen werden. Dieser Bezoar, welchen man Erdebezoar heißt, ist nichts anders als eine Sammlung subtiler Erde, welche, da sie noch naß war, an einem Steine, Muschel, Stückchen Erdkohlen, oder sonst an einem festen Körper angeklebet, und darauf durch einen Zufall von ihrem Geburtsorte weiter fortgekugelt ist. Durch diese Wälzung setzen sich einige dünne

Scha-

Schalen oder Häute an, welche mit der Zeit eintrocknen, und nach und nach eine ziemliche Härte erlangen.

Im engeren Verstande versteht man unter dem Namen Bezoar eine steinartige Materie, welche in den Leibern der Thiere gefunden wird. Von dieser Benennung werden aber die Steine, welche sich in den Harnblasen zusammen setzen, ausgeschlossen. Indem diese schlechthin Calculi oder Steine, nicht aber Bezoare genannt werden.

Es ist bey den Naturforschern noch nicht ausgemacht, in welchen Theilen der Thiere sich die wahren Bezoare formiren. Das wahrscheinlichste ist es, daß die verschiedenen bezoartragenden Thiere ihre Steine auch in verschiedenen Orten ihrer Leiber zeugen, einige in den Eingeweiden, andere in der Gallblase, andere in andern von der Natur dazu bereiteten Behältnissen, die meisten aber in dem Magen.

Obschon die Bezoare an Größe, Festigkeit, Figur und Farbe sehr verschieden sind, so kommen sie doch alle darinn überein, daß, wenn sie von einander

gespaltet werden, man allezeit in ihrer Mitte einen Kern von einer festen Materie als einem Knoll von zusammen gerollten Haaren, oder Strohe, eine Nuß, ein Stückchen Holz, oder was dergleichen antrifft. Ihr Gebäude besteht aus lauter dünnen Lagen, welche sich als so viele Schalen um einen gemeinen Mittelpunkt anlegen. Diese Lagen haben weder die nämliche Dicke noch Farbe. Einige derselben nehmen kaum den zehenten Theil einer Linie, andere aber wohl eine halbe Linie in der Dicke ein. Die äußere Rinde ist mehrentheils grünlicht, grau oder olivenfarbig. Doch findet man einige braune, auch zuweilen rothe Bezoare. Die einwendigen Schalen sehen fast allezeit mehr oder weniger grau aus.

Die Bezoare kann man füglich in ausländische und einheimische eintheilen. Die Fremden sind entweders orientalische oder occidentalische. Der orientalische Bezoar wird uns aus Persien und andern Gegenden Ostindiens zugeführt, und ist eine steinartige Materie, welche sich in dem Magen eines Thiers von der Geisart sammelt. Dieses Thier wird von Aldrovand und Jonston der bezoardische Bock genannt. Ta-

vernier

vernier behauptet, er habe 2, 3, 4 und noch mehr Bezoare aus dem nämlichen Thiere ausschneiden gesehen.

Die meisten occidentalischen Bezoare kommen aus Peru und Mexico. Sie werden in dem Magen eines Hirschen gestaltet, welchen man Hermandez Mozarma nennet.

Der Affenbezoar ist ein sehr rarer und köstlicher Stein. Er wird aus dem Leibe eines Affen genommen, welchen Marcgrave unter dem Namen Guariba beschreibet. Man trifft ihn sowohl in Ost- als Westindien an.

In dem Stachelschweine findet sich auch zuweilen ein Bezoar, welchen die Indianer hoch schätzen. Er ist von gelber oder brauner Farbe, und wird oft, aber fälschlich, Petro di Poeco genannt.

Die innländischen oder europäischen Bezoare, welche den ausländischen an Schönheit wenig oder nichts nachgeben, werden in dem Magen verschiede-

ner Thiere gestaltet. Hieher gehören vor allen unsere berühmten Gämskugeln, welche nicht selten in den Mägen der alpischen, pyrenäischen und anderer Gämse angetroffen werden. Die Sorten, welche man höher schätzet, sind von der Größe eines Hünereyes, haben eine runde oder vielmehr ovale Gestalt: sind leicht, und mit einer harten, schwärzlichten, glänzenden Rinde überzogen. Das Innwendige davon besteht aus kl inen Kügelchen, welche aus den Kräutern, so das Thier zu seiner Nahrung gebrauchet hat, zusammengesetzet sind. Ob sie schon weder die Härte noch die Schwere der indianischen haben, so sollen sie doch an medicinischer Kraft die ausländischen übertreffen, wenn man einigen Aerzten Glauben beymessen darf. In den Leibern unserer Rehe und Hirschen werden Bezoare von verschiedener Größe und Tüchtigkeit gezeuget. Auch die zahmen Geisen führen zuweilen eine Gattung von Bezoaren, welche aber nicht viel geachtet werden, zweifelsohne, weil ihnen das harzige und balsamische Wesen abgeht, welches die wilden Thiere zu gleicher Zeit mit ihrer Nahrung einschlucken.

Die Ochsenbezoare sind klein, aber fast allezeit in großer Anzahl. Vor dreyen Jahren hat ein hiesiger Metzger zu München deren über hundert aus einem einzigen Ochsenmagen genommen, und der Akademie der Wissenschaften eingehändiget. Der Größenach gleichen die kleinsten davon den Pfefferkörnchen, die größten aber den mittelmäßigen Erbsen. Ihre äußere Schale ist bronzfarbig, und hat eine schöne Politure.

Zu den einheimischen Bezoaren rechnen einige Naturforscher die sogenannten Egagropilen oder Haarballen, welche man dann und wann in den Eingeweiden der Kühe, der Schafe, der Geißen und anderer wiederkauenden Thiere findet. Sie werden zusammengefüget aus den Haaren, welche diese Thiere durch das Lecken von der Haut abnehmen, und herunterschlucken. Die klebrichte Materie des Speichels klebet diese Haarlagen aufeinander, und die Bewegung des Magens, welcher die Haare zu verdauen nicht vermögend ist, giebt ihnen nach und nach die rundlichte Gestalt. Einige davon sind aus und einwendig rauh, andere sind mit einer glatten braunen Haut bedecket.

Mit weit größerem Rechte soll man die Krebsaugen und alle Sorten von Perlen als wahre einheimische Bezoare ansehen. Denn jene werden fast auf gleiche Art, wie diese, gezeuget. Sie entstehen nämlich aus einem zufälligen oder kranken Zustande des Thiers, und üben schier einerley Wirkung in andere Körper aus: mit einem Worte, sie sind alle Sieter.

Nachdem wir nun unsern Lesern einen kurzen, doch wie ich hoffe, einen hinlänglichen Begriff von den verschiedenen Gattungen der Thiersteine mitgetheilt haben: so kehren wir zu dem akademischen Bezoar zurücke. Er ist vor einigen Jahren auf der Herrschaft Wiesen zwischen Regensburg und Straubing aus dem Magen eines Hirschen, welchen man da erlegt hat, genommen worden. Er wiegt 2 Pfund und 14 Loth baierischen Gewichts. Er hat eine eyförmige oder ovale Gestalt, siehe Fig. 4. Sein größter Durchmesser a b hält 4 französische Zolle und sieben Linien, sein kleinster c d 4 Zolle und eine Linie. Beyde Ende a b sind etwas platt oder eingedrückt, besonders das End a.

Die äußere Schale oder Rinde ist ganz glatt, und giebt einen schönen Glanz von sich. Sie hat kaum $\frac{1}{4}$ Linie in der Dicke, und ist an vielen Orten von der Natur als in e f Fig. 2 und 3 unganz. In andern Orten, als in g h Fig. 1 hat man sie, um die übrigen Häute untersuchen zu können, abgeschälet. Ihre Farbe schlägt in die olivische, das ist, in die grünbraunlichte. Doch sehen einige Flecke bräuner, andere weißgrauer, andere aber dunkeler als die übrigen Rinde aus. Auf der Oberfläche zeigen sich schmale gelblichte Striche, welche so viel überaus schöne, und auf das natürlichste gebildete Adern vorstellen. Einige von diesen Adern dringen die vierte und fünfte Haut durch: andere hören mit der ersten Schale auf: eine davon ist merkwürdig, weil sie in der Mitte gespaltet ist. Hin und wieder creuzen sie sich, aber ohne Ordnung. Die meisten nehmen in der Breite allmählig ab, und verlieren sich unvermerkt. Um diese Adern und die übrigen auf der Oberfläche des Bezoars verschiedenen Abbildungen deutlicher vor Augen zu stellen, hat man auf der Fig. 1, 2 und 3 Theile des Steins, nämlich zwo Seiten, und das zum stärkesten eingedruckte End a abzeichnen lassen.

Aus wie wiel Schalen dieser Bezoar eigentlich besteht, das weis man nicht, weil er noch ganz ist. Ihn aber dieses Vorwitzes willen von einander zu scheiden, und auf solche Weise zu verderben, wäre wohl ewig schade. Einem Naturforscher ist es genug, daß man ihn an einem Orte ziemlich tief eingeschnitten hat. Denn dadurch siehet er zur Genüge, daß dieser, wie alle andere wahre Bezoare aus lauter fest aufeinander liegenden Schalen oder Lagen besteht. Fünfe davon kann man gar deutlich unterscheiden, welche aber weder an Dicke noch Farbe überein kommen. Die zweyte fällt ins weißgraue, die dritte ist was gelber, und die übrigen sind dunkelgrau, woraus man fast schließen sollte, daß je tiefer man den Bezoar untersuchet, desto schwärzer die Farbe seiner Häute ausfallen würde.

Die Materie unsers Bezoars ist so hart und fest zusammen gesetzet, daß er die gemeinen Marmorsteine an Härte übertrifft. Doch läßt sich das abgeschabene Pulver davon zwischen die Zähne mahlen. Er theilt dem Speichel eine leichte Farbe mit; und giebt einen schwachen doch merklichen urinosen Geschmack von sich.

Er hat keinen eigentlichen Geruch, bis man ihn auf glüende Kohlen leget, alsdann riecht er wie ein angezündetes Horn.

Alle saure Säfte greifen diesen Stein mehr oder weniger an; das Scheidwasser aber löset ihn gänzlich auf. Wenn man Papier, welches zuvor mit Bleyweis gerieben worden, mit ihm streichet; so hinterläßt er einen gelbgrünen Strich.

Diese sind die Versuche, welche ich mit dem akademischen Bezoar vorgenommen habe. Andere Experimente, welche bey den Schriftstellern häufig angegeben werden, sind zweifelhaft, und zweydeutig. Denn sie können sowohl in den falschen als in den ächten Bezoaren angestellet werden, und die Probe eben so aushalten.

Die falschen Bezoare, so man Pedros di Goa und di Malacca nennet, werden aus fein geriebenen Krebsscheeren, Austerschalen, Bisam, Amber und dergleichen Materien verfertiget, und von Betrügern den Unerfahrnen als wahre Indianische angepriesen, und verkauft.

Die

Die außerodentliche Größe, die besondere Härte, und die ungewöhnliche Schwere unsers Bezoars werden seine Aechtigkeit bey manchem Naeurforscher, welcher ihn selbst nicht gesehen hat, in Zweifel ziehen. Denn man ist nicht gewohnt, die Schwere eines Bezoars nach Pfunden, sondern nur nach Unzen, weder seine Größe nach Zollen zu schätzen, sondern nur mit Tauben- oder höchstens nach Hünereyern zu vergleichen. Sobald man aber das Aug auf ihn wirft, so muß ein jeder, der physikalische Hervorbringungen zu unterscheiden gewohnt ist, gar leicht einsehen, daß er ein Werk der Natur sey, und keineswegs der Kunst seyn könne.

Von den Kräften und Tugenden der Bezoare hauptsächlich in der Arzeneykunst haben unsere Väter viel Wesens gemacht. Die Indianer sind noch sehr in sie verliebt, und gebrauchen sich derselben in den meisten Krankheiten. Heut zu Tage aber haben sie bey uns viel an ihrer Achtung verlohren, also zwar, daß sie selten oder niemal von erfahrnen Aerzten anderst als mit andern Medicamenten vermischt den Knaben vorgeschrieben werden. Marktschreyer und dergleichen Betrüger, wie die Juden in Holland, suchen die

Leicht-

Leichtglaubigen mit dem Bezoar, als einem Specifico oder eigentlicher Arzeney wider die Pest zu bethören. Man soll ihn, sagen sie, als ein Amulet um den Hals tragen; wie man aus eben solchen Gründen bey uns den Adlersstein um die Geburt der schwangern Frauen zu befördern, vorschreibt; oder wie sich die Franzosen des Magnets wider das Fieber gebrauchen; und die Spanier den Jade (eine Art grüner Edelgesteine) wider Stein und Gries bey sich tragen. Ein wahres, aber trauriges Bild der Thorheit der menschlichen Einbildungskraft.

Dadurch aber will ich keineswegs gesagt haben, daß der Bezoar nicht unter die Arzeneyen zu zählen sey. Denn, wenn er zu Pulver gestossen wird, muß er seiner kalkarischen Natur gemäß die sauern Säfte an sich ziehen. Er kann den Schweiß austreiben. Er mag auch wider das Gift und andere scharfe Krankheiten nach Beschaffenheit seiner Bestandtheile gute Dienste leisten. Nur eigne man ihm keine wunderthätige Kraft zu, welche durch andere Hilfsmittel nicht erreichen wären. Dessen ohngeachtet bleibt der Bezoar eine rare und schätzbare Hervorbringung der Natur, welche die Liebhaber der Physik allezeit mit Verwunderung und Vergnügen betrachten werden; besonders, wenn er mit solchen außerordentlichen Eigenschaften begabet ist, wie der unsere.

Ant-

Antwort des Patrioten auf das vorige Schreiben.

Hochzuehrende!

Wie sehr dauern mich die Umstände, worinn Sie sich befinden, und wie leid ist mir, daß ich Sie nur trösten, und nicht auch glücklich machen kann.

Sie waren so viele Jahrhunderte hindurch im größten Flore, und nun sind Sie es nicht mehr. — — Denken Sie doch, dieß ist das Schicksal aller Wissenschaften, aller Stände, — — und selbst aller Reiche der Welt. Wir wollen nur von nachbarlichen Beyspielen reden. Könnte die platonische Philosopoie nicht eben diese Klage führen? — — —

Wenn wir von unserm eignen Schicksale reden, so drucken wir immer ein Aug zu, und wenn wir unsere Rechte vertheidigen sollen, so sehen wir nur immer die Halbscheide, und von dieser nur jene Seite an, die uns günstig ist. — — Sie sassen auf einem Throne, wer hat Sie darauf gesetzt? — — Sie hatten ein weitläuftiges Reich, wer hat es Ihnen eingeräumt?

Man schwur auf ihre Sätze! — — Soll man auf einen Satz schwören, den man nicht geprüfet hat? — Welcher Philosoph ist in seiner Lehre untrüglich? — Und wer kann von Jemanden einen Schwur oder einen blinden Gehorsam fodern, der nicht einen Brief von seiner Untrüglichkeit hat? — —

Sie hätten dem Vaterlande lange gedienet! lange Dienste sind nicht schätzbar, wenn sie nicht zugleich gute Dienste sind.

Was die Standhaftigkeit jener vortrefflichen Männer betrifft, die ihrer Lehre bis in den Tod anhiengen, weis ich nicht, ob sie eine Ueberzeugung oder eine Hartnäckigkeit zum Grunde hatte.

Die Waffen, die Sie für die Religion geschmiedet haben, sind sie nicht eben so brauchbar für unsere Glaubensfeinde gewesen? Welcher Glaubensgegner suchet seine Sätze nicht durch Vernunftschlüße zu vertheidigen, und sind nicht selbst die Spaltungen und Ketzereyen meistentheils daher entstanden, weil der Witz die Geheimnisse der Religion vielmehr begreifen und ausgranken als glauben wollte?

Ende

Endlich können Sie Sich ja nicht beklagen, daß man Sie gänzlich verstößt. Was man Gutes bey Ihnen findt, das behält man; und was die Probe nicht aushält, das läßt man weg. Derjenige, der alles Alte verwirft, bloß darum, weil es alt ist, der handelt eben so unklug als jener, der alles Neue ohne Prüfung annimmt? Ist dieß nicht vernünftig, ist es nicht patriotisch gedacht?

Wenigst ich denke so, und ich schreibe, wie ich denke, sonst wäre ich in der That derjenige nicht, an den Sie geschrieben haben

Der Patriot in Baiern.

Nachschrift.

Eben vernehme ich, daß ein getreuer Diener von Ihnen vier dicke Quartbände schreiben, und darinn so gründlich als weitläuftig beweisen will, „ daß die Waffen „ des heydnischen Aristoteles zur Vertheidigung der christ„ lichen Religion unentbehrlich wären.“ Welch ein Glücke für Sie, wenn dieß geschieht! = = Ich bin auf das Werk selbst sehr begierig, und bedaure indessen nur den Zustand der Kirche in den ersten vier Jahrhunderten, wo man in selber um die ganze aristotelische Philosophie noch nichts wußte.

Der
Patriot in Baiern.

Neuntes Stück.

München am Charfreytage
den 24 Martii 1769.

Christus am Oelberge.

Menschen, kennt ihr die Ehre, die euer Geschlecht verherrlicht,
Da der Schöpfer der Welt, als Erlöser auf Erden herab kam.
So hört meinen Gesang.

Klopfstock.

Traurig stieg jetzt die Sonne hinab in die Fluthen des Meeres,
Um die Stund nicht zu sehn, die fürchterlich kommende Stunde,
Wo der Erlöser der Welt von gottlosen Händen ergriffen,
Und vor richtende Sünder geschleppt, und verdammet soll werden.

Traurig stieg sie hinab, und Schatten, und Stille, und Schrecken
Zogen über den Himmel herauf. Der Gottesversöhner
Wußte die Stunde genau, die erste Stunde des Leidens:
Seufzend stund er vom Abendmahl auf, und führte die Jünger
Ueber den Kidron mit sich, und eilte hinüber zum Oelberg.
Dieß war der Ort des Gerichts, der Ort der Einweihung des Opfers.
Heiliger Schauer umfloß die einsame Gegend des Gartens.
Jeder Oelbaum duftete Schwermuth vermischt mit dem Balsam,
Der aus jedem zärtesten Laub empor in die Luft stieg.
Dieß war der Ort des Gerichts. Johannes, Jakobus, und Petrus
Saßen in etwas entfernt. Der Sohn des ewigen Vaters
Sah mit sterbendem Blick zum Himmel, und fieng an zu zagen.

Heiliger GOtt! erhöre mein Flehn! und laß mich die Leiden

Deines einzigen Sohns in tiefer Demuth betrachten.

Zwar mein Herz ist nicht rein. Dein Feind, ein Verworfner, ein Sünder.

HErr, das bin ich, ein Staub, unwürdig das große Geheimniß

Zu verstehn, das bin ich, o GOtt! o GOtt voll Erbarmung!

Doch du hörst auch des Sünders Geschrey. Erleuchte die Seele,

Nimm vom heiligen Altar die Glut, und berühr meine Lippen,

Stärke und reinige sie, wie die Lippen deines Propheten

Und dann sing ich ein Lied, das Lied von der Menschen Erlösung.

Auf dem Abendroth stund Eloa, mit ihm Myriaden Engel. Das Antlitz des HErrn, das feurige Antlitz Jehovah,

Machte sterbliche zittern, sie neigten ihr Haupt auf die Erde,

Bebten vor ihm, und küßten den Staub, wie die sterblichen Menschen.

Jetzt gieng GOtt ins Gericht; vom stralenden Throne herunter

Schaute er zörnend den Berg, worauf der GOttmensch ihn anrief.

Mit der Linken hielt er die Welt der Schöpfer, die Rechte
Stützte er auf seinen glänzenden Thron, der unter ihm bebte,
Und auf der Stimme der Donner, der Donner von Sinai ruhte.
Er miskannte den göttlichen Sohn: denn aller Welt Sünden
Hatte er auf sich genommen, und wollte für sie genugthun.
Hart gedrückt von der gräulichen Last sank er auf die Erde,
Und er konnte den schrecklichen Blick des Vaters nicht ansehn,
Der an diesem unschuldigen Opfer die Menschen bestrafte.
Schwachheit und Angst fiel über ihn her. Die Glieder erstarrten,
Und das Blut in den Adern stund still, und verkehrte die Laufbahn.
Aber der Gottheit stärkende Kraft drang in seine Seele,
Und er hob sein Antlitz empor, und rief zu Jehovah:
Abba mein Vater! hinweg mit dem Kelch, ich kann ihn nicht trinken.
Nimm ihn hinweg, den Kelch des Leidens, den Kelch deiner Rache.
Doch mein Wille, nicht der — nein, Vater! dein Wille geschehe!

Also bethete er, erhob sich, und gieng zu den Jüngern.

Aber schlafend traf er sie an. Wacht, sprach er, wie könnt ihr nicht wachen?

Wachet und bethet mit mir, denn der Versucher ist nahe.

Zwar der Geist ist bereit, allein das Fleisch ist voll Schwäche.

Und nun gieng er, der Heiland zum zweytenmal zu dem Gerichte.

Oben auf schwarzem Gewölk kam Satan den Oelberg herunter,

Eine Tafel in seiner Hand, worauf er die Sünden,

Die der Messias durch Blut und Tod, und Schmerzen vertilgte,

Aufgezeichneter hielt. Er schwang die rauschenden Flügel,

Und die Hölle vernahm das Geräusch. Die Oelbäume wankten,

Wie wenn ein Mitternachtwind im Herbste die Wälder durchstürmet.

Tückisch lächelnd stund er, und wagte sich voll seiner Kühnheit

JEsum zu sehen, den nur ein Engel, ein Heiliger sehn soll.

Mit der Linken wies er auf seine beschriebene Tafel,

Zeigte die Menge, die Bosheit der Sünden, den Undank der Menschen,

Und er pries seinen Sieg, den er über Adam erhalten.

Wie ein Eroberer jauchzt, wenn unter den wüthenden Händen,

Die sein Ermuntern noch stärkt, die schönste der Städte dahin sinkt.

Wie er recht grausam sich freut, wenn Bürger, wenn säugende Mütter

Ihre Kinder, und ihr Geräth den Flammen entreißen,

Und dann unter dem Streich eines blitzenden Säbels erblassen.

Also freute Satan sich auch, und wandte die Tafel,

Wo auf der Gegenseite die That Ischarioths da stund.

Bey dem Namen Ischarioth sank der Erlöser zur Erde,

Dieser Jünger, den er vor vielen andern geliebet,

Dieser Jünger gieng hin, und verrieth seinen Meister den Priestern.

Dieß war das größte der Laster, das Satan jemal veranlaßt.

Seraph Eloa erschien, und stürzte den bösen Verführer.

Einen der Donner, den ihm die Rechte GOttes gegeben,

Warf er dem Boshaften nach, und schlug seine Tafel in Stücken.

JE.

JEsus erhob nunmehr sein Angesicht wieder zum Himmel,

Suchte die Jünger, und fand wie vorhin im Schlaf sie versenket.

Also, sagte er, konntet ihr nicht, eine Stund mit mir wachen?

Wachet und bethet, um nicht vom Feinde versuchet zu werden.

Aber sie hörten ihn kaum, und keiner wußte zu reden.

Und er verließ sie, und trat zum drittenmal vor seinen Vater.

Folge ihm du meine Seele, beschaue den heiligen Altar!

Wo das göttliche Lamm für dich, dich Sünderinn blutet.

Weine, doch wein nur um dich, beweine dein schändliches Leben.

Noch ist der flammende Grimm nicht hinweg vom Angesicht GOttes;

Immer hält er das Schwert in der Hand, das Schwert des Verderbens;

Denn der bittere Kelch des Leidens ist noch nicht getrunken.

Vater! ruft JEsus! du nimmst ihn nicht weg, den Kelch deines Zornse?

Nun, ich trink ihn, so ist dein ewiger Wille vollzogen.

Ja, ich rette das Menschengeschlecht, die Sünder in Adam;

Ich, ich sterbe für sie. Am Kreuze will ich für sie bluten.

O wie werden sie mir für ihre Erlösung nicht danken?

Aber was seh ich? sie sündigen noch, sie lästern Jehovah,

Und sie vergießen mein Blut muthwillig, die frechen Sünder?

Jetzt sinkt der Gottmensch abermal hin. Der bittre Gedanke,

Von der Undankbarkeit preßt ihm blutigen Schweiß aus der Stirne,

Blut quillt auf die Erde herab, wie der Saft von den Trauben.

Unter dem starken Fuß des Treters der Weinkelter hinfließt,

Und seine Kleider ihm färbt mit dem Roth der gährenden Säure.

Tödtliche Schwäche befällt den Mittler. Schmerz und Betrübniß

Dringt zu tief in sein Herz, erschüttert seine Gebeine,

Nimmt die letzten Kräfte hinweg, und wirkt eine Ohnmacht.

Hier sieht Jehovah herab, er sieht seinen Sohn in dem Blute,

Und das drohende Schwert entsinkt dem Arme des Vaters.

Das

Das Gericht ist vorbey. Jehovah ist wieder Vater,
Vater der Menschen, Vater des Sohns, der durch
den Gehorsam,
Seinen Gehorsam bis in den Tod den Richter ent-
waffnet.
GOtt steht auf von dem Thron. Sein Blick winkt ei-
nem der Engel,
Die vor seinem Angesicht stäts anbethend da liegen.
Steige hinab, so spricht er, steige hinab zu dem
Sohne,
Stärke ihn durch meine Kraft, und tröste ihn in sei-
nem Leiden,
Und dann wisch ihm den blutigen Schweiß vom blassen
Gesichte.
O wie gefall ich mir nicht in diesem meinem Ge-
liebten?
Menschen! ihr habt ihn zu euch aus meinem Schooße
gezogen;
Euch ward derjenige gleich, den Himmel und Erde
nicht fassen,
Und auf Golgotha wird er euch sterbend vom Fluche
befreyen.
Sterben, der Göttliche, sterben wird er; von Sün-
dern geschlachtet
Wird er seinen Mund wie ein Lamm nicht eröffnen.
Die Liebe,
Ach was kann nicht die Liebe? — Den Ewigen kann
sie bezwingen.

Aber weh Israel dir, die du den Gesalbten ermordest!
Also spricht GOtt, und kehret zurück zum Himmel.
Der Seraph
Naht sich langsam voll Ehrfurcht dem Mittler, und
gießt einen Tropfen
Himmlischen Trosts in sein sterbendes Herz, und er-
hebt ihn vom Boden.
Und jetzt geht der Welterlöser zurück zu den Jüngern.
Schlaft ihr noch? sagt er, schlafet und ruht. Die
Stund ist gekommen,
Und des Menschen Sohn wird in die Hände der
Sünder gegeben.
Auf! erhebt euch, wir gehn! der Mensch, der mich
überliefert,
Sehet, er ist nicht mehr fern. — Dieß spricht der
göttliche Heiland,
Und der Verräther Judas Ischarioth tritt in den
Garten
Mit der gottlosen Rotte herein, die JEsum zu fangen,
Stricke, und Stangen, und Spieße, und Schwerter
mit sich genommen.

Himmlischer Führer, den GOtt mir bestimmt,
meine Seele zu leiten
Auf dem Wege zum Heil, mein Engel! wir fliehen
den Schauplatz.
Wende dein Angesicht mit mir hinweg. Mein In-
nerstes zittert.

Ich kann die blutige Scene nicht sehn, die sich nun eröffnet.

Ach, der Sohn, der Sohn des Höchsten (unnennbare Schmerzen!)

Wird verspottet, gegeißelt, gekrönt, und stirbt an dem Kreuze.

Ach! wir Menschen, wir sind es nicht werth dieß göttliche Opfer.

Weine mein Herz! verschließ dich auf ewig in finstere Wüsten.

Weine mein Herz! denn GOttes Sohn stirbt für die Sünder getödtet.

Traure, und zage mein Geist! er stirbt von Sündern getödtet.

Ludwig Fronhofer.

Der

Der ehrliche Mann vom Kirchhofe gegen über.

Oft lehnt er sich bey stiller Nacht, bey hellem Mondschein, und heitern Himmel an das Fenster. Alles ruhet nun, denkt er bey sich, ist wohl die Ruhe in diesen stillen Gräbern eine andere Ruhe? = = = freylich, morgen wenn die Sonne aufgeht, so erwachen alle wieder, diese hingegen bleiben noch länger liegen = = = doch, wir erwachen morgen nicht vollkommen die nämlichen. Neue Säfte, neuverwandelte Theilchen sind in uns, welchen die abgesönderte die ausgedünsteten Platz gemacht haben. Unsere Ruhe ist ein Vorgeschmack der bevorstehenden Verwesung. — — —

Hier am Ecke liegt der Doctor Schreibebang, hätte er es wohl vor 9 Wochen gedacht, daß er sobald hier liegen sollte? = = wie arbeitete er nicht so ängstlich an seinen 7 Folianten mit Noten? — — — — Ja ich erinnere mich noch ganz deutlich, dort rechter Hand hat man vor 14 Jahren den Kammerrath von Ehren-

dorf

dorf begraben, der ehrliche Mann! jetzt sollte er aufstehen, und mit zusehen, wie der Stiefvater mit den Vormündern seine Kinder — — — — und wie sein Vermögen. — — —

So bringt der Kirchhof den ehrlichen Mann, der gegen über wohnt, oft auf allerhand Gedanken, ganze Stunden kann er bey schlaflosen Nächten am Fenster zubringen.

Ueber die Ringmauern der Stadt herüber hört er die monotonische Musik der Frösche und der Krötten. Was quacken sie doch, denkt er, die ganze Nacht über? — ihre Geschäfte machen sie aus — — in Wahrheit! wichtige Geschäfte — Nun, sie sind ihnen eben so wichtig, als uns die unsrigen. — — — —

Ha, des schönen Vollmonds! des hellen Erdtrabantens! der edlen Sterne! Welch ein Gebäude! Welche Unendlichkeit! welche Ordnung! — — — und die Menschen betrachten es so wenig, viel tausend davon gar niemal. Wie kann man so vernachläßigen den Schöpfer in seiner Pracht zu beschauen? — — — —

Jetzt erhebt der ehrliche Mann mit den Augen das Herz, wie süße sind nicht seine Empfindungen? welche Regungen? welche Aufschlüsse seines Gewissens, eines Gewissens, das sich nur guter und ehrlicher Handlungen bewußt ist, eines Gewissens des wahren Bürgers, des guten Ehemanns, des getreuen Vaters, des Menschenfreundes. — — —?

Ich werde allezeit, sagt er, indem ihm die Augen mit Thränen überlaufen, ich werde allezeit auf den Pfad der Tugend wandeln, ich werde der ehrliche Mann verbleiben, es gehe auch um und neben mir wie es wolle, und sollte ich mit meinen 5 Kindern betteln müssen. — — —

Er wirft seine Augen wider auf den Kirchhof, und fährt fort — — ja lieber gebettelt als — — es werde auch daraus, was daraus werden kann, was bliebe mir doch zuletzt anders übrig, als hier ein kleiner Raum auf dem Kirchhofe?

In diesem Gedanken schließt er das Fenster, und legt sich zu Bette, weit vergnügter, als wenn er die

Nacht

Nacht auf einem Balle zugebracht hätte, wo man den Schweiß des Volkes in tausend Wachskerzen verbrennt.

Quis igitur dubitet, quin in uirtute diuitiae positae sunt? quoniam nulla possessio, nulla uis auri, et argenti pluris, quam uirtus aestimanda est.

Cicero in Paradox. ad M Brut. 6.

Der

Der Löwe, Momus, und der Esel.

Der Löwe schrieb eine Thierphilosophie, und gab sie in den Druck.

Momus las sie, und tadelte sie. Der Esel las sie auch, und tadelte sie auch.

Der Löwe erfuhr es, und sagte: Wenn meine Schriften unter den Menschen Niemand tadelt als Momus, und unter den Thieren Niemand, als der Esel, so bin ich der zufriedenste Auctor von der Welt.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der

Patriot in Baiern.

Zehntes Stück.

München den 7 April 1769.

Von der Erziehungsschule der kaiserlichen Akademie der Künste in Petersburg.

Educatio maximam diligentiam plurimumque profuturam desiderat; facile est enim teneros adhuc animos componere.

Seneca.

Wenn wir nur ein halbes Jahrhundert in die verflossnen Zeiten zurücke gehen, und den damaligen Zustand Rußlands mit dem jetzigen in Ver-

gleich ziehen wollen, so weis ich nicht — — wenigst mag ich es nicht niederschreiben, was wir uns in Ansehung dieser Nation denken könnten, und sollten.

Sie, die unlängst vor andern aufgeklärten Nationen noch weit zurücke waren, gehen wirklich vielen derenselben in ihren trefflichen Einrichtungen vor, und die allenthalben Beyspiele aufgesuchet haben, nach welchen sie sich bilden wollten, sind uns wirklich in einigen Stücken Urbilder geworden, denen wir jetzt nachahmen müssen; wenn wir anders für unser Vaterland so gut denken wollen, als sie für das ihrige.

Unter andern Einrichtungen verdient die Erziehungsschule bey der kaiserlichen Akademie der Künste in Petersburg alle Achtung und Aufmerksamkeit, und es scheinet mir der Mühe zu lohnen, daß wir das Sistem davon einsehen. Diese Blätter kommen doch in verschiedene Hände. Wer weis, ob sich nicht hier und da einige Patrioten finden, die uns Gelegenheit und Mittel an die Hand geben, wodurch wir auch in unserm Vaterlande dergleichen nützliche Stiftungen errichten, oder doch einen guten Theil von

dem

dem schönen Plane nach unsern Umständen auf unsere Schulen anwenden können.

Der Entwurf der petersburgischen Erziehungsschule enthält fünf Abtheilungen, I wird von der Aufnahme und Unterweisung der Kinder, II vom Inspector der Schule und dessen Pflichten, III vom Unterinspector, IV von den Lehrerinnen und Lehrern, und V vom Examen gehandelt.

I Anfänglich werden 60 Knaben aufgenommen, wes Standes sie auch seyn: nur Leibeigne, die von ihren Herren keine Freybriefe haben, sind ausgeschlossen. Sie dörfen nicht über 5 bis 6 Jahre alt seyn. Alle drey Jahre nimmt man wieder 60 auf. Die Stellen, die zwischen der Zeit ledig werden, bleiben unbesetzt.

Beym Eintritte in die Schule müssen diejenigen, so dergleichen Knaben bringen, von jedem ein Zeugniß des Priesters, der ihn getauft, oder auch vom Taufpathen, oder in Ermangelung dessen, von andern glaubwürdigen Personen, vorzeigen, und den Namen, Zunamen, und Alter des Knabens, nebst

dem Namen und Stande seines Vaters angeben. Waisenkinder sollen dabey den Vorzug haben, da diese Anstalt vorzüglich zum Behuf der Armen gemacht ist.

Die Aeltern oder nächsten Anverwandten dieser Knaben müssen sich bey Ueberlieferung derselben schriftlich reversiren, daß sie solche frey und ungezwungen hingeben, und künftig unter keinerley Vorwande zurück fordern wollen. Diese Reverse werden im Archiv der Akademie beygelegt.

Gebrechliche, Blinde, und dergleichen, besonders aber mit solchen Krankheiten behaftete, die auch andern an ihrer Gesundheit schaden könnten, werden nicht angenommen: der Arzt muß sie ausdrücklich für gesund erkläret haben. Zwey Monate behält man sie auf der Probe: lassen sie indessen Zeichen einer bösartigen Krankheit, oder auch eine gänzliche Dummheit, blicken; so werden sie als solche, die keine Hoffnung von sich geben, zurück geschickt.

Ist das Kind angenommen, so liefert es der Inspector an die Lehrerin ab. Es erhält die in dieser

ser Erziehungsschule gewöhnliche volle Kleidung, und tritt sogleich in alle seinem Alter durch das Generalreglement vorgeschriebene Beschäftigungen ein. Seine mitgebrachte Kleidung, und alles übrige ohne Ausnahme, bekömmt derjenige zurück, der das Kind gebracht hat.

Sie werden in drey Classen vertheilt, nämlich in die 1 Kinder- 2 Knaben- und 3 Jünglingsclasse. In jeder bleiben sie drey Jahre.

In der Kinderclasse, vom 6ten bis 9ten Jahre ihres Alters, lernen sie 1 die Grundsätze der Religion, so viel ihr Alter fassen kann; 2 alles, was zur ersten Erziehung erfordert wird; 3 die rußische, und 4 ausländische Sprachen lesen und schreiben; 5 zeichnen; 6 die Anfangsgründe der Arithmetik.

In der Knabenclasse, von 9 bis 12 Jahren, wird alles vorige fortgesetzt. Außerdem lernen sie die Anfangsgründe der 1 Geometrie, 2 Geographie, und 3 Historie: und 4 kurze Sit-

tenregeln, und was sonst noch für einen jeden, dessen Fähigkeit gemäß, nützlich befunden werden wird.

In der Jünglingsclasse, vom 12ten bis 15ten Jahre, wird alles vorige fortgesetzt, und daneben noch 1 die übrigen nothwendigen Theile der Mathematik, 2 die Anfangsgründe der Physik und Naturgeschichte, 3 die Grundsätze der Baukunst, und Risse zu machen. 4 Die geschicktesten besuchen die akademischen Classen; die übrigen gehen in die Werkstätte.

11 Der Inspector muß ein gottesfürchtiger, verständiger, arbeitsamer, ehrbarer und stiller, besonders aber zur Erziehung und Unterweisung der Jugend aufgelegter und der Oeconomie kundiger Mann seyn, der außerdem durch sein eigenes Beyspiel die Kinder und Lehrlinge zur Nacheiferung reitzen könne. Besonders soll er auf das Betragen der Aufseher, Lehrer, Lehrerinnen, und aller zu dieser Schule und zu den Kunstwerkstätten gehörigen Leute mit äußerster Sorgfalt ein wachsames Auge haben, und sich um alles, was bey denselben vorgeht, genau erkundigen;

widrigenfalls er von allem Red und Antwort geben muß.

Bey Dingen und Vorstellungen, die er selbst zu thun hat, und die die Erziehungsschule und die Lehrlinge betreffen, hat er in der akademischen Versammlung Sitz und Stimme.

Seine vornehmste Sorge soll seyn, Tugend, gute Sitten, Höflichkeit und Menschenliebe in die jungen Herzen einzupflanzen, Liebe zur Ehre in ihnen rege zu machen, und sie von allen Lastern und Vorurtheilen abzuziehen. Auf diese Art soll er sie von ihrer Kindheit an bis zu ihrer Auslassung aus der Akademie führen.

Damit er sowohl durch eigne Bemerkung, als durch die Zeugnisse der Lehrer, Lehrerinnen, und Meister, die Progressen der Lernenden desto besser einsehe: so soll er fleißig die Classen und Kunstwerkstätte besuchen, und sie jeden Monat examiniren. Die Nachläßigen soll er durch vernünftige und leutselige Ermahnungen zu ihrer Schuldigkeit anhalten, und sich auf alle mögliche Art bemühen, in denselben Eifer und Trieb zu erregen.

Außerdem sorgt er für alles, was diese Schule und die akademischen Lehrlinge angeht. Er sieht sorgfältig darauf, daß sie angewöhnt werden, sich beständig reinlich und nett zu halten: als welches außer dem Vergnügen, so sie selbst dabey empfinden, auch die Gesundheit erhält. Die Nachläßigkeit in diesem Stücke soll unter keinerley Vorwande geduldet werden.

Er soll sich äußerst hüten, nie etwas zu thun, was ein allzustrenges, verdrüßliches oder bitteres Wesen verriethe. Besonders soll er den Lehrern, Lehrerinnen und Meistern, am allerwenigsten aber der Jugend, in deren Herzen er die Tugend einpflanzen soll, nichts unanständiges und ärgerliches sagen. Eben dieß soll auch von andern geschehen, und aufs genaueste darüber gehalten werden.

Wenn gleich Vernunft und Geschicklichkeit sein ganzes Betragen unabänderlich leiten soll: so soll er doch vor allen Dingen und bey jeder Gelegenheit Sanftmuth und eine ungezwungne Freundlichkeit vorwalten lassen, und solche auch andern in der Akademie, besonders aber den Kindern, und allen denen, die um sie seyn sollen, fest einprägen, damit solcher-

gestalt auch aller Schein eines traurigen, verdrüß-
lichen und ängstlichen Wesens vermieden werde.

Dem zufolge soll er, so wie auch die Lehrer, die Lehrerinnen, und die Meister, nicht nur in Worten, sondern auch in seinem ganzen Betragen, ein Beyspiel einer wahren Tugend und aller derjenigen Eigenschaften geben, die seine Pflicht von ihm fordert. Er soll sich mit gutem Herzen zu seinen Untergebenen herunter lassen, und wohl zu Zeiten Strenge gebrauchen, jedoch immer mit Maaße, und der Absicht gemäß, die ein Vater, der sein Kind wohl erziehen will, dabey hat, aber ja nicht mit Hitze oder mit groben und gemeinen Ausdrücken, auch nicht einmal seinen eigenen Hausverdruß gegen die Kinder blicken lassen, noch vielweniger sie mit Ungestüm bestrafen. Und dieß alles aus der Ursache, damit die Furcht immer mit Achtung und Liebe verbunden sey: denn wenn gleich Strenge und Standhaftigkeit, zu rechter Zeit gebraucht, für eine Tugend angesehen werden kann; so sind doch auch Fälle, wo eine besondere Geschicklichkeit nöthig ist, damit die Ausübung derselben mit Ordnung und Stille geschehe.

Wenn er bey den Lehrern, Lehrerinnen und Meistern Saumseligkeit in Erfüllung ihrer Pflichten oder Fehler in ihrem Betragen, verspüret: so soll er sie anfänglich ermahnen. Fruchtet dieses nicht: so soll er es vor die akademische Versammlung bringen, die solche nach Befinden der Sache ihrer Dienste entsetzt, und dadurch verhütet, daß die Sitten der jungen Leute nicht verdorben werden.

Werden die Lehrer und Lehrerinnen krank, oder bekommen andere rechtmäßige Verhinderungen: so soll der Inspector bey Zeiten ihre Classen andern auftragen, damit der Unterricht auf keinerley Art unterbrochen werde. Dauern diese Verhinderungen lange, so soll er unverzüglich von der akademischen Versammlung andre hierzu geschickte Leute fordern.

Er soll darauf sehen, daß nicht nur die Kinder, sondern auch alle Lehrlinge überhaupt, beständig gesunde Speisen bekommen; auch daß sich die Lehrer und Lehrerinnen, jede mit ihren Untergebenen, unausbleiblich mit bey Tische einfinden, damit die Kinder unter sich Höflichkeit und Wohlstand beobachten lernen.

Endlich will sehr nöthig seyn, sowohl für die Kinder als übrigen Lehrlinge, nach ihren Jahren und Alter allerley unschuldige Belustigungen, Spiele und Zeitvertreibe, unter der Aufsicht ihrer Vorgesetzten, anzuordnen; und zwar des Sommers in Gärten, bey anderer Jahreszeit und unbequemer Witterung aber auf besonders dazu eingerichteten Plätzen, zufolge derer zu dem Ende gesammelten physischen Bemerkungen und Erfahrungen.

III Da die Erfüllung aller bisher beschriebenen Pflichten dem Inspector eine große Last aufbürdet: so muß er einen Gehülfen haben, der eben die Eigenschaften besitzt. Dieser sein Gehülfe, oder der **Unterinspector**, ist der zweyte nach ihm. Er tritt in alle Obliegenheiten des Inspectors ein, er folgt genau der vorgeschriebenen Ordnung, und holet in allen Fällen, wo er sich nicht selbst zurechte finden kann, von dem Inspector Unterricht und Befehle ein.

IV In der **ersten** Classe sind 4 Lehrerinnen, in der **zweyten** 3 Lehrer, in der **dritten** 2 Lehrer. Alle müssen von gutem Wandel und im Stande seyn, ihre Pflichten zur Ehre und zum Nutzen der

Alle=

Akademie rühmlich zu erfüllen. Sie haben zugleich die Aufsicht über die Kinder, und dörfen sich von Morgen an bis zum Schlafengehen nie von ihnen entfernen.

Ihre Pflicht bestehet darinnen, daß sie die Kinder durch ihre Anführung und nach der Vorschrift des allgemeinen Plans erziehen! folglich liegt ihnen hauptsächlich ob, beständig um sie zu seyn, durch vernünftige Unterredungen allerhand gute Sitten in ihre zarten Herzen einzupflanzen, und dabey mit ihnen freundlich, anständig und höflich umzugehen, damit diese auf solche Art wohlerzogene Kinder dereinst, wenn sie ausgelernt, in die Akademie kommen, und in den höhern Künsten oder auch in den Kunstwerkstätten, arbeiten können.

Die Kinder vom ersten Alter sollen sowohl wegen ihrer zärtlichen Leibesconstitution, als auch wegen ihres noch unreifen Verstandes, nicht mit allzuvielen oder schweren Begriffen überladen, noch minder mit Strenge zum Lernen angehalten werden, damit ihnen nicht gleich anfangs dasselbe verleidet werde, und sie eine Abneigung dafür bekommen: vielmehr soll man

ihnen

ihnen durch Freundlichkeit, Sanftmuth und Verspre-
chungen Lust dazu machen. Vor allem soll man in
ihnen einen Trieb zum Zeichnen und Bücherlesen zu
erregen suchen.

Da nicht alle Kinder gleiche Fähigkeit besitzen,
sondern einige etwas geschwind, andre aber langsam
fassen, so soll auch dieser Unterschied sowohl als ihre
übrige Geisteskräfte genau bemerket werden, damit
man mit den trägen Köpfen nicht mürrisch oder feind-
selig verfahre.

Der Müßiggang ist aller Laster Anfang: daher
sollen die Lehrerinnen und Lehrer auf die angebohrnen
Neigungen und die Fähigkeit der Kinder, die durch
ihre Progressen, ihren Fleiß, oder ihre Faulheit sichtbar
werden, genau Acht haben, und ihre Maßregeln
darnach nehmen. Um hiervon desto sicherere und or-
dentlichere Nachrichten zu haben, sollen bey jeder
Classe Verzeichnisse gehalten, in denselben die Auf-
führung und die Progressen eines jeden aufgezeichnet
und solche monatlich an den Inspector abgegeben
werden; welcher sodann aus allen, mit Beyfügung
dessen, was er selbst angemerkt, ein Generalverzeich-

niß machen, und daſſelbe alle 3 Monate der akademiſchen Verſammlung vorlegen muß.

V In den zwey untern Claſſen ſoll, außer den ordentlichen monatlichen Prüfungen, alle halbe Jahr ein außerordentliches Examen in Beyſeyn des Profeſſors, den die Reihe trifft, und der Adjuncte, nebſt dem Inſpector und allen Lehrern und Lehrerinnen, gehalten werden. Die Aufführung und der Fleiß eines jeden Knabens wird dabey unterſucht: man vergleicht damit die vierteljährigen Verzeichniſſe des Inſpectors, und beſtimmet einen jeden von dieſen Knaben zu demjenigen, wozu er nach ſeiner Neigung und Fähigkeit die größte Hoffnung zu geben ſcheint. Die Faulen bekommen vor der ganzen Verſammlung einen Verweis, und werden zum Fleiße ermahnt.

Auch in der Jünglings-Claſſe wird alle halbe Jahr, in Beyſeyn des Directors oder eines Rectors, dreyer Profeſſoren, der Adjuncte, des Secretärs, des Inſpectors, und aller Lehrer, Examen gehalten. Hier werden alle Vorzüge und Mängel eines jeden, ſowohl in Anſehung der guten Erziehung, als des bewieſenen Fleißes im Lernen, ſorgfältig geprüft,

und

und alsdann die Geschickten zu den akademischen Classen bestimmt, auch diejenigen, so besondere Talente blicken lassen, oder außerordentliche Progressen gemacht, mit Büchern, Kupferstichen, Instrumenten, und andern zu ihrer künftigen Bestimmung gehörigen Dingen, beschenkt: die aber zu den Künsten weniger Geschicke haben, werden an die Kunstwerkstätte gewiesen, die bey der Akademie errichtet werden sollen; und die Faulen werden gänzlich weggeschafft.

Wenn sie 9 Jahre in der Erziehungsschule zugebracht haben: so werden diejenigen, die nach dem Examen hierzu tüchtig befunden worden, in die Akademie versetzt, um sich in den höhern Classen zu üben; die übrigen aber kommen in solche Kunstwerkstätte, zu denen sie geschickt sind. Hier bleiben sie, so wie auch die übrigen, noch 6 Jahre, setzen ihre Lehrjahre fort, und gewöhnen sich immer mehr an eine wohlgesittete Lebensart.

Das

Das Papier.

Giebt es wohl etwas so glückseliges, als ich bin, sagte das neugemachte Papier: aus den schlechtesten Fetzen bin ich zu einer schneeweißen Creatur geworden.

Dein Glück ist so groß nicht, als du glaubst, antwortete der Papierer: wer weis, was man auf dich hinauf schmieret?

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

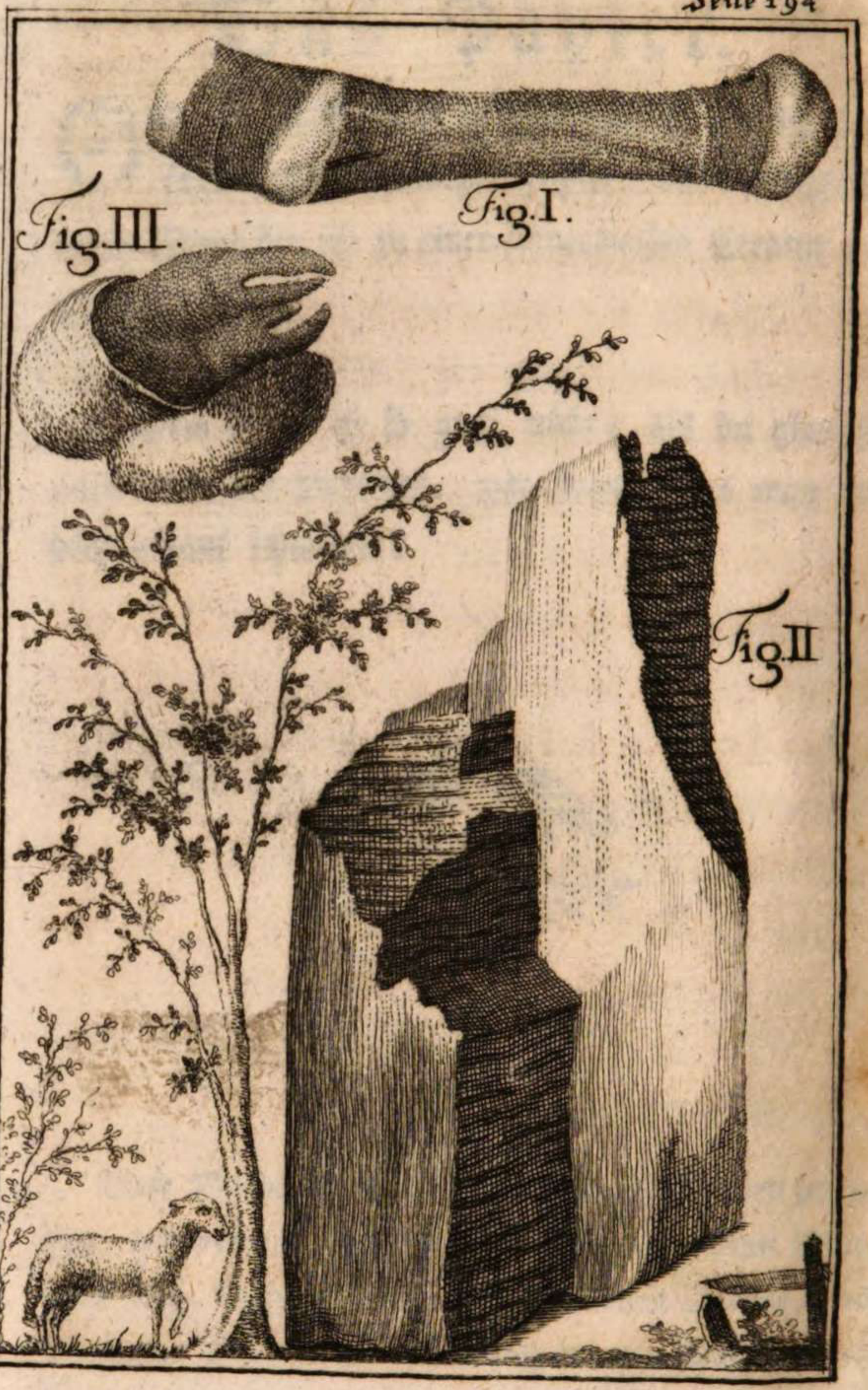


Fig. I.
Fig. III.
Fig. II

Der
Patriot in Baiern.

Eilftes Stück.

München den 14 April 1769.

Die Versteinerung.

Die Natur bringt nichts hervor, welches ein Naturforscher seiner Achtung unwürdig schätzen kann. Viele Sachen, welche im ersten Anblicke gering ja verächtlich scheinen, geben oftmals zu weitern Untersuchungen Anlaß; zeigen den Weg zu neuen Entdeckungen, und bestätigen die schon erkannten Wahrheiten. Unter diesen verdienet die Versteinerung gewiß einen Platz. Denn so schlecht sie immer Anfangs aussieht: so bewunderungswürdig wird sie einem jeden bey tieferem Nachdenken vorkommen.

Der Name der Versteinerung wird denjenigen Körpern aus dem Thier- und Pflanzenreiche beygelegt,

welche in verschiedenen Gegenden unserer Erdkugel so viel von einer steinernen Materie an sich gezogen haben, daß sie die Natur des Steines in einem größern oder geringern Grade besitzen, und zugleich so viel von ihrer vorigen Gestalt und Eigenschaften behalten, daß man urtheilen könne, zu welcher Classe der Thiere oder der Pflanzen sie eigentlich gehören.

Weil bey unserer Akademie der Wissenschaften ein ansehnlicher Vorrath der kostbarsten Stücke von dieser Art Körper gesammelt worden, und wir die Abdrücke der rarsten davon unsern Lesern von Zeit zu Zeit vorzulegen gesinnet sind: so achte ich es für rathsam, eine kurze doch deutliche Nachricht von der Versteinerung überhaupt voraus zu setzen, damit ich das nämliche mehrmalen zu wiederholen nicht be-müßiget werde.

Die alten Naturlehrer haben uns in ihren Schriften wenig oder nichts von dieser Körperverwandlung aufgezeichnet hinterlassen. Vieleicht, weil man zu ihren Zeiten nicht so viel, als heut zu Tage, den Busen der Erde durchsuchet hat: vieleicht, weil diejenigen,

gen, welche sich mit dergleichen Arbeiten beschäftigten, nicht Weltweise, sondern nur solche Leute waren, welche sich mehr bekümmerten ihren Nutzen, als die Wissenschaften zu befördern. Mithin, da sie versteinerte Körper wirklich angetroffen, haben sie solche nicht viel geachtet, oder als unnütze Seltenheiten verworfen.

Ohngefähr zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, da die Naturlehre wiederum zu blühen anfieng, hat man auch diese bisher vernachläßigte Hervorbringung der Natur nicht nur in allen Gegenden der Welt aufzusuchen und zu sammeln, sondern auch genauer zu betrachten, und zu untersuchen angefangen.

Wie es bey dergleichen physikalischen Erscheinungen fast allezeit zu geschehen pflegt: so waren die Meynungen der ersten Untersucher sehr verschieden. Einige unter ihnen als Kircherus *in Mundo Sub. L. VIII Sect. I C. IX.* Sennertus *Epist. Scien. Natur. L. V C. IV.* Sachs a Lewenstein *in Gammorologia L. I C. VIII* und andere haben diese steinigte Materien als so viel Spiele der Natur angesehen, und auf keine Weise für ächte Verwandlungen

der Körper gelten lassen. Andere als Luidius *in Limophylac. Brit.* *Ichno.* Langius *in Histor. Lap. Fig. Helvet.* Wormius *in Musæ. pag.* 54 Ja selbst Jul. Scaliger *de Subtilit. Exc.* 737, und ihre Nachschreiber haben sich eingebildet, daß sich ein saamhafter Dunst, welchen sie die bildende Kraft (vim plasticam) nannten, überall in der Erde aufhalte. Wenn diese Kraft, sagten sie, durch die Sonnenhitze, oder durch das unterirdische Feuer in Bewegung gesetzet, und dadurch in die Höhe getrieben wird: so ist sie vollkommen im Stande, alle gedachte Körper auszubreiten und zu gestalten. Sobald man aber physikalische und chymische Versuche in den Versteinerungen angestellet hat, sind diese ungegründeten Hirngespinste verschwunden. Man hat in kurzer Zeit den wahren Ursprung der versteinerten Körper zu entdecken, und sie sogar in ihre gehörige Classen einzutheilen angefangen. Spener Disc. *de Crocodilo marin. Fossil. C. II* §. 58, Scheuchzer in seiner Kupferbibel *Tab.* 50 *Fig.* 14, Büttner *in Rud. Diluv. Fest. Pag.* 149, Tanzel in seinem Briefe *de sceleto Elefan.* Monti *de Mon. Diluvii*, und alle nachfolgenden Naturforscher haben durch unwidersprechliche

liche Beweise die Wahrheit dieser Veränderung so klar ans Licht gestellet, daß nach den Gesetzen einer gesunden Vernunftlehre man unmöglich mehr daran zweifeln könne. Denn durch das chymische Feuer kann man aus den versteinerten Hölzern und Kräutern nicht nur die allgemeinen Bestandtheile des Holzes und des Krauts, als da sind die Salze, die Laugen, die Erden und dergleichen ziehen: sondern sogar, nachdem das steinartige Wesen von der eignen Materie des Körpers abgesöndert worden, die Mischtheile eines jeden Holzes oder Krautes ins besondere kenntlich unterscheiden. Auf gleiche Weise zeigen die versteinerten Knochen der Thiere ihre wahre Ankunft zur Genüge an. Sie stellen uns die nämliche Figur und sowohl aus- als einwendig einerley Gebäude mit den unveränderten Beinern des Thierreichs vor. Ihre Vermischung ist vollkommen animalisch: denn gleich andern Beinern geben sie in der Destillation ein trockenes, flüßiges und flüchtiges Salz, und auch etwas von einem nach Brande riechenden Oele, welches doch aus keinem andern Körper des Mineral- oder Thierreiches durch die Kunst heraus zu bringen ist. Zu dem nehmen sie bey ei-

nem verschlossenen Feuer, wie natürliche Beiner, die schwarze, bey einem offenen Feuer aber die weiße Farbe an. In beyden Fällen erhält man von ihnen, wie von allen Beinen, ein Feuerhaltiges Salz.

Damit man sich in Sammlung und Untersuchung der versteinerten Körper nicht betriege: so ist es nothwendig, daß man einen Unterschied zwischen den Versteinerungen und den Ueberziehungen mache. Diese letztern werden von den Naturforschern Incrustata genennet: weil eine feste und harte Schale sie so vollkommen bedecket, daß man von ihrem natürlichen Gebäude nichts als die äußere Gestalt wahrnehmen kann. Diese Schale ist von verschiedener Natur nach den Umständen der Materie, welche sie verursachet hat. Ist die Materie eine feine Erde, oder ein subtiler Sand: so muß die Schale erdartig oder sandigt seyn. Ist die Materie ein aufgelöstes Metall oder ein Salz: so entsteht eine metallische oder salzigte Schale, und so von andern. Der eingeschlossene Körper aber bleibt unverändert, und ist mithin auf keine Weise zu den Versteinerungen zu rechnen. Solche Ueberziehungen trifft man in verschiedenen Wässern an, in welchen

obengedachte oder auch andere Materien aufgelöset schwimmen, da sie sich an die hineingelegten Körper legen, und diese Schale nach und nach formieren. Der Carlsbader Brunn in Böhmen ist wegen seiner schnellen und starken Ueberziehungskraft berühmt.

Hieher gehören auch nicht jene Substanzen, welche nicht selten in Mitte der Steine oder auch unter den Sandbänken gefunden werden; die aber nichts steinartiges an sich spüren lassen, sondern vielmehr ihre alte Natur und Eigenschaften in allen Stücken vollkommen behalten.

Oben haben wir angemerket, daß die versteinerten Sachen ihre Natur und Charaktere behaupten: dadurch will man aber nicht gesagt haben, daß sie keiner Veränderung unterworfen worden, ehe sie die steinerne Substanz angenommen haben. Denn die Vernunft sowohl als die Erfahrung weisen, daß kein geringer Theil des vorigen Körpers aus dem Wege geräumet werden muß, ehe sich das fremde steinartige Wesen an seiner Stelle setzen kann. Zween Körper können unmöglich zu gleicher Zeit den näm-

lichen Platz einnehmen, und die Zwischenräume der Körper sind nicht erklecklich eine so beträchtliche Menge steinigter Materie zu fassen, als man bey vielen Versteinerungen anzutreffen pflegt.

In der That die meisten Versteinerungen sind nichts anders als Gerippe der Körper, welche zuvor gelebt haben, oder gewachsen sind. Das versteinerte Holz z. E. ist nicht mehr das nämliche Holz, welches der Baum hervorgebracht hat: sondern ein beträchtlicher Theil seines ursprünglichen Wesens ist durch mehrerley Ursachen des Orts, der Zeit, und der anderen Körper, unter welchen es zu liegen gekommen ist, zerstöret worden. Dadurch haben sich die subtilen Theile der steinartigen Materie, welche durch eine zufällige Feuchtigkeit aufgelöset waren, in die verlassenen leeren Räume des Holzes setzen, und mit der Zeit, nachdem die Feuchtigkeit ausgedünstet hat, die Härte des Steins annehmen können. Wenn aber die Versteinerung in einem stehenden oder auch in einem fließenden Wasser vor sich geht: so dringt die steinigte Materie nach Maaß der verlornen eignen Theile in den Körper ein, und vereiniget sich mit dem überbliebenen

Reste so eng, daß der neu entstandene Körper das Gebäude, die Figur, die Größe, mit einem Worte die nämlichen Geschlechtscaraktere darstellet, wodurch er von andern Körpern unterschieden wird: das ist, wodurch man sein Geschlecht, und auch die Classe, zu welcher er zuvor gehört hat, und noch wirklich gehöret, bestimmen kann.

Aus allem, was bisher gesagt worden, ist leicht abzunehmen, daß um eine wahre Versteinerung hervor zu bringen, erfordert wird: 1) Daß ein solcher Körper seiner Natur nach vermögend sey, sich eine geraume Zeit unter der Erde, oder im Wasser zum Theile unverzehrt zu erhalten. Sonst müßte sein Gebäude eher zusammen fallen, als eine genugsame Menge der steinartigen Materie in seine Zwischenräume gedrungen, und allda ihre hinlängliche Festigkeit erlangen könnte. 2) Daß er der offenen Luft wenig oder gar nicht ausgesetzet sey, bis er eine ziemliche Härte erreichet hat: anderer Gestalt wurde er von der alle Körper auflösenden Kraft der Luft verzehret, ehe er die Natur des Steins anzuziehen Zeit hätte. 3) Daß er von zernagenden, oder so genannten corrosiven Dün-

sten entfernet liege: denn diese müßten seine Zusammenfügung zu frühe zernichten. 4) Daß die Gegend, in welcher er sich befindet, mit einer genugsamen Quantität steinartiger Materie versehen sey, damit diese Materie den Körper in Gestalt der Dünste, wo der Ort trocken ist, oder in sehr klein aufgelösten Theilchen, wo sich ein Wasser aufhält, erreichen, ihn durchdringen, und sich mit ihm vereinigen könne.

Die Zeit, welche eine vollkommene Versteinerung zu gestalten erfordert wird, ist nicht zu bestimmen. theils, weil in dieser Sache die hinlänglichen Versuche noch nicht angestellet worden: theils, weil man keine Kennzeichen des Alters an den versteinerten Körpern wahrnehmen kann. Vor vielen Jahren hat man gefunden, daß die Versteinerung das Holz an der Brücke, welche Kaiser Trajan über die Donau in Servien hat schlagen lassen, in mehr dann in 1500 Jahren nicht über dreyviertel Zoll durchdrungen hat. Allein, es ist sehr zu glauben, daß diese Verwandlung in andern Flüssen, welche eine große Menge steinigter Materie mit sich führen, geschwinder von statten gehe, und noch eher in den Brunnen und stehenden Wässern; an

schwindesten aber in den trockenen oder nur feuchten Oertern. Denn in den zween letzten Fällen hat die steinartige aufgelöste Materie Zeit und Ruhe die Zwischenräume des Körpers zu durchdringen, und folglich sich mit ihm zu vereinbaren. In den Wässern aber, besonders in den reissenden Flüssen ist alles in Bewegung: dadurch wird die Materie an die Körper zu kleben, und sich in selbe zu setzen, nicht wenig verhindert.

Weil versteinerte Sachen in Orten, in welchen sie gewiß nicht gezeuget worden, als Thiere und Pflanzen in den Brunnen und Flüssen, auf den höchsten Bergen, oder viele Klafter tief unter der Oberfläche der Erde angetroffen werden: weil große Beiner, ja ganze versteinerte Gerippe der Thiere, so im Meere zu leben pflegen, im Busen der Erde, oder in den harten Felsen gefunden werden: weil endlich Stücke sowohl aus dem Thier- als Pflanzenreiche, welche nur andere Welttheile hervorbringen, als der Rinoceros, der Elepfant, der Crocodil ꝛc. nicht selten in Europa, ja sogar in unserm von diesen Ländern so entfernten Deutschlande ausgegraben werden: so entsteht billig die Frage: wie und auf was Weise diese Körper von ihrem

Geburtsorte in so fremde Gegenden geführet worden? Weder die Vernunft noch die Naturlehre geben uns andere Hilfsmittel eine so schwere Frage zu erörtern an die Hand, als daß wir diese besondere Erscheinung der allgemeinen Sündfluth, besondern Ueberschwemmungen, Erdbeben, und andern zufälligen Veränderungen, welchen unsere Weltkugel von Zeit zu Zeit unterworfen worden, zuschreiben. Bey einer allgemeinen, oder auch bey einer besondern Ueberschwemmung werden nothwendiger Weise die Thiere und Pflanzen von der Gewalt des Stromes da und dort hingerissen, und so lang mit dem Wasser fort geführt, bis sie entweders durch eigne Schwere zu Boden fallen, oder durch Hindernisse fort zu walzen angehalten, oder endlich bis das in den Höhlungen zurückgebliebene Wasser ausdünstet. Aus eben dieser Ursache sieht man die Möglichkeit ein, wie die Gebeine der Thiere bis an die Gipfel der Berge haben geführet werden können: wenn nämlich das Wasser so hoch gestiegen ist. Man begreift auch, daß bey solchen Umständen Sachen oft tief unter der Erde haben begraben werden müssen: da sie in Höhlungen gefallen sind, welche nach der Hand der durch die Fluth geführte

Sand,

Sand, Schleim und Erde ausgefüllet haben. Daß ein Erdbeben und dergleichen große Erdveränderungen die Sachen versetzen können, das ist einem jeden ohnehin genugsam bekannt.

Aus der akademischen Sammlung legen wir unsern Lesern dermal drey versteinerte sehr schöne Stücke vor. Das erste Fig. I ist aus dem Thierreiche, nämlich ein Schafbein, welches am Ufer des Inns unter dem Sande gefunden worden. Aus was für einer Gegend es uns der Fluß zugeführet hat, das ist unmöglich zu errathen. Es besteht aus dem ganzen Schinnbeine, einem Theile des Schenkels, und den Zwischenknorpeln. Die Farbe des Beins ist dunkelgrau, mit blau-grünlichten und weißen Puncten und Streifen untermenget. Die Knorpel aber sind ganz weiß. Es ist durchaus hart, und giebt mit dem Stahle Feuerfunken von sich. Es hat 4 französische Zolle 5 Linien in der Länge, und am dickesten Orte 1 Zoll 2 Linien. Es wieget $4\frac{1}{2}$. Lothe.

Das zweyte Fig. II ist ein Stück Buchenholz, welches ebenfalls aus dem Inn unweit Kloster Vorm-

bach

bach gehoben worden. Das Holz selbst, die Jahrgänge, und die den Buchen eignen Querstriche sind ganz kenntlich. Die äußere Oberfläche, welche die Rinde verloren hat, ist von einer dunkelbraunen Farbe. Durch das herumkugeln im Wasser ist sie glatt und glänzend geworden. Die einwendige Farbe aber ist merklich weißer, doch fällt sie auch in das braune. Es ist 9 französische Zolle lang, 5 Zolle 2 Linien dick, und 6 Pfund 13½ Lothe baierischen Gewichts schwer. Die Feile greift es nicht an. Es giebt Feuer, und nimmt eine überaus schöne Politure an.

Das driitte Fig. III ist ein Einwohner des Meers ein besonderer und rarer Krebs, welcher der Soldat, oder der einsame Bernard genannt wird, weil er außer der Gesellschaft seines Geschlechts beständig in einer leeren, oder in einer von ihm selbst ausgefressenen Muschel oder Schneck wohnet. Die Schneck unseres Krebses, welche eine Nerita ist, behaltet noch in vielen Orten den vollkommnen Perlmutter Glanz. Das übrige davon ist mit einer weißen steinartigen Materie, wie auch der Krebs, überzogen, und durchdrungen. Die zwo vordern Scheeren, welche der

Krebs außerhalb der Schneck gestrecket hat, sind zu einem harten braunen Steine geworden. Das Scheidwasser greift die Schneck, weil sie alcalisch ist, nicht aber den Krebs an, weil er zu einem harten Steine verwandelt worden. Die Schneck hat 1 französische Zoll 10 Linien im durchschnitte; die ausragenden Scheeren aber 1 Zoll 5 Linien. Das ganze wieget 2 baierische Lothe 1 Quintel.

Diese drey Versteinerungen habe ich nur als Muster angeführt, und mithin nicht so ausführlich beschrieben. Weil uns aber dergleichen öfters unter die Feder kommen werden: so soll diese Unterlassung künftig ersetzet werden.

*** *** ***

Ich befand mich vor einigen Tagen in der Gesellschaft von 4 Personen, deren einer ein Melancholicus, der andere ein Phlegmaticus, der dritte ein Cholericus, und der vierte ein Sanguineus war. Das Gespräch kam auf den Cato von Utica.

Der Melancholicus sagte: Cato war wohl starkmüthig, fürwahr ein großer Mann! der das Herz hatte viel lieber sein Leben sich selbst zu nehmen, als dem Cäsar seine Freyheit zu überlassen.

Der Phlegmaticus erwiederte, und ich halte den Cato für zaghaft. Er hätte das Herz haben sollen unter der Tyranney zu leben, und dennoch die wahre Freyheit im Herzen zu behalten. Dann erst würde ich den Cato für einen großen Mann gehalten haben.

Und ich, sprach der Cholericus, glaube, daß Cato ein Heuchler des römischen Ruhmgeitzes gewesen sey. Die Ehre des Nachruhms allein hat ihn zu diesem Schritte bringen können; seine Tugend ist die Tugend aller Weltweisen des Alterthums.

Endlich sprach der Sanguineus: Cato ist ein Thor gewesen.

Sollte ich meine Meynung sagen, so müßte ich vor allen wissen, was für ein Temperament Cato selbst gehabt habe.

Der
Patriot in Baiern.

Zwölftes Stück.
München den 21 April 1769.

Sistem
von
der limbrunischen neuen
Entdeckung
des wahren
Sterbjahrs JEsu Christi.

Eine Entdeckung eines Patrioten, die dem Vaterlande Ehre machet, und die wirklich von Wichtigkeit ist, hätte schon lange eine Stelle in unsern Blättern verdienet. Wir wollten aber nicht gleich anfänglich damit groß thun, ehe sie von großen Gelehrten untersuchet war, und ehe wir zuverläßig

wissen konnten, ob wohl das Neue darinn wirklich etwas Neues im Reiche der Wissenschaften und in einer Materie sey, welche so viele Jahrhunderte hindurch von so vielen und den größten Männern untersuchet, und abgehandelt worden.

Es ist bereits ein Jahr verflossen, seit dem dieses Werk im Drucke erschienen ist. Wir hören es allenthalben anrühmen. Niemand läugnet, daß es viele Mühe gekostet. Es zeiget sich, daß die Einwendungen, die man dawider machet, von keiner Wichtigkeit sind, und selbst ein auswärtiger Recensent (von E. .) hat sein übereiltes Urtheil wiederrufen. Das Werk selbst liegt nun freylich Jedermann vor Augen, nicht Jedermann hat aber die Einsicht, daß er es beurtheilen kann, und wir sind der Meynung, einen Fehler in diesem Sisteme zu entdecken, sey eben so schwer, als schwer es war das Sistem selbst auszudenken. Viele von unsern Landsleuten wissen nicht einmal, worinn dann die Wichtigkeit und die Neuigkeit des Sistems bestehe. Es lohnet also der Mühe, daß wir unsern Landsleuten davon reden, und damit unser Lob minder verdächtig ist,

mit

mit den Worten der Ausländer, davon reden. Die hallischen gelehrten Zeitungen urtheilen also davon:

Gesetzt, es liessen sich auch verschiedene Zweifel wider dieses Lehrgebäude vorbringen, und man könnte besonders des Evangelisten Lucas Zeugniß wider des Herrn Verfassers Meynung brauchen, so bleibt ihm doch allezeit noch vieles Lob übrig. Er hat sich als einen in chronologischen Untersuchungen geübten Mann gezeigt: viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit bewiesen, und welche Mühe müssen ihm nicht die chronologischen Tabellen gekostet haben! Von dem geübten und unermüdeten Geiste, der sich hier zeigt, kann man mit Rechte noch sehr viele Berichtigungen und nähere Bestimmungen in der Zeitrechnung erwarten. Wir wollen kürzlich das Sistem desselben hier vorlegen.

Der allererste und größte Fehler ist nach unsers Authors Meynung schon in der Aera vulgari vorgegangen, da man das vierte Consulat des Julius Cäsars, welches für das erste Jahr der Julianischen Kalenderverbesserung angegeben worden, in das 45ste vor der Aera vulgari gesetzt, da es doch in das 46ste

gesetzt werden sollte. Dieses sucht er aus astronomischen Beweisen darzuthun. Ist nun einmal die Aera vulgaris auf diese Art um ein Jahr versetzt worden, so müssen auch die damit verbundenen Epochen ihre Veränderung leiden.

Also fällt die Epoche von Erbauung der Stadt Rom nach den Fastis Capitolinis nicht in das 3962ste, wie die Chronologi bisher mit Petavio angenommen, sondern in das 3961ste der julianischen Periode, die Epocha Olympiadum nicht in das 3938ste, sondern in das 3937ste und die Epocha Correctionis Julianae nicht in das 4668ste, sondern in das 4669ste Jahr der bemeldten Periode.

Nach diesen Sätzen führt uns seine Tabelle mit dem 15ten Jahre des Kaisers Tiberii in das 31ste des Alters JEsu. Der Anfang seines Predigtamts fällt unter das Consulat der beyden Geminorum. Sein Sterbejahr fällt 3 Jahr darnach in das 31ste Jahr der Aerae vulgaris, in das 18te Jahr der Regierung Tiberii, in das 4744ste der julianischen Periode und in das 4te Jahr der 202ten Olympiade,

wo

wo sich nach dem Zeugniß Tralliani, eines Heyden, eine Sonnenfinsterniß zugetragen hat. Er zeigt, daß die Erfüllung der 70 Jahrwochen, wovon Daniel geweißaget, nach dieser Rechnung gerade in eben dieses Jahr falle, wenn man von dem 7ten Jahre der Regierung des Artaxerxis Longimani, als der Epoche dieser 70 Jahrwochen, zu zählen anfängt.

Noch merkwürdiger aber ist seine Vergleichung mit der Aera Sinensium. Man hat in den chinesischen Jahrbüchern gefunden, daß in dem 28sten Jahre des 46sten Zirkels (jeden zu 60 Jahren gerechnet) eine ungewöhnliche Sonnefinsterniß erschienen sey. Um den Zeitpunct in der Aera vulgari zu finden, womit jenes Jahr übereinkömmt, nimmt er seine Zuflucht zu der im Jahr 1706 in China observierten Sonnenfinsterniß. Die Chineser legen solche auf das 23ste Jahr des 74sten Zirkels: folglich ergiebt sich zwischen diesem und dem 28sten Jahre des 46 Zirkels ein Zwischenraum von 27 Zirkeln und 55 Jahren oder von 1675 Jahren. Zieht man nun diese 1675 vom Jahr 1706 ab, so kömmt man auf das 31ste Jahr der Aerae vulgaris, als das Ster-

bejahr Christi, bey dessen Tode, wie bekannt, eine Sonnefinsterniß sich ereignet. — Wir wünschen dieser Schrift scharfsinnige Untersuchungen, denn sie ist gewiß von Wichtigkeit.

Gedanken über die wahre Höflichkeit.

Ehe wir den Nutzen der Höflichkeit beweisen, finde ich, daß man erst zeigen müsse, was denn die wahre Höflichkeit sey, die Höflichkeit, die bey einigen Völkern in so großem Werthe steht, von andern hingegen nicht so sehr geschätzet wird.

Es giebt hauptsächlich nur zween Nebenwege, die uns verführen. Wenn wir diese meiden, so sind wir auf dem wahren Pfade, der zur ächten Höflichkeit leitet. Wenn wir nämlich auf einer Seite jene unanständige Grobheit, die man fälschlich ein unge-

zwungenes Wesen nennt, und auf der andern den Zwang verabscheuen, so werden wir so gesittet und höflich seyn, als die höflichsten Ausländer.

Ein vernünftiger Mann muß sich sehr verwundern, wenn er auf Reisen die Sitten der Spanier und Holländer zusammen hält, und den großen Widerspruch betrachtet. Viele von diesen zwoen Nationen gehen sehr oft die beyden Nebenwege, davon ich gesagt habe, daß sie verführen. Aber auch der Franzose hält sich nicht immer an die Mittelstraße.

Unter den Deutschen ahmen einige den Spaniern, andere den Franzosen nach. Darf ich sagen, was ich denke, so halte ich das lange und steife Ceremoniel einiger Nationen eben so wenig für eine Gattung der ächten Höflichkeit, als die Vernachläßigung alles Ceremoniels. Ich will meinen Satz durch Beyspiele erläutern, um zu zeigen, wie unanständig sowohl dieses als jenes sey.

Wir setzen uns mitten unter eine Tischgesellschaft, die nach dem vor etwa zwanzig Jahren herr-

schenden Geschmacke; und nach dem noch wirklich da und dort üblichen Ceremonienwesen eine prächtige Mahlzeit hält. — Die Gäste sitzen alle so steif an der Tafel, als wenn sie geschraubet wären. Die ersten gemeinen Speisen sind vorbey, und man bekömmt Appetit zu trinken. Allein der erste an dem Tische ißt noch wacker darauf; und hat noch nicht Lust zum Weine. Den alten Regeln des Gesundheittrinkens nach sollte er; oder aber der Hauspatron damit anfangen. Aber sie erwarten einander; und die andere warten mit, und essen, ob ihnen gleich die Speisen nicht mehr so schmackhaft sind, als sie wären, wenn sie getrunken hätten. Nun fängt einer davon auf einmal an, und alle Gäste fahren von ihrem Sitze auf, und trinken ihm entgegen. Vielleicht kauet noch einer und der andere an einem Stücke des Bratens, und versieht es sich nicht so gleich. Darüber kann man nun sich überfangen, und eine lange Zeit husten müssen. Nach dem ersten Gesundheitstrunke fährt immer einer nach dem andern damit fort, und nöthigt seinen Nachbar zu trinken, wenn es ihm eben unbequem ist, oder wohl gar die Gläser anzustossen. Könnte wohl der Zwang noch größer seyn, und könnte

man

man nicht füglich eine gemeine Hausmannskost der kostbarsten Tafel auf solche Art vorziehen?

Wir wären noch glücklich, wenn das Höflichkeitceremoniel nur in den Häusern und Wohnungen blieb, so aber sind wir in der Kirche selbst nicht frey davon. Bey Kirchgängen, oder Processionen, bey Opfern, und am allermeisten bey Hochzeiten findet man die lächerlichsten Gebräuche. Wie oft wird nicht das Drittheil der Kirche wegen ein paar Personen aufgehalten, und in der Andacht gestört, die sich einander mit langen Complimenten den Rang lassen wollen?

Gehören die vielen Glückwünsche am neuen Jahre nicht eben hieher? Man läuft herum, leget einen Zettel hin, oder schreibt auf eine lange Rolle Papier so viele Nämen, die derjenige, für den sie gehören, kaum ansieht, viel minder durchliest, und vielleicht, wenn er solche in der Langweile durchgeht, manchen Namen erblickt, von dem er Zeit Lebens nichts gehört hat. Wenn wir an dergleichen Ceremonientagen einander begegnen, was wünschen wir

nicht einander? alles Glücke, alle Beförderung, allen Segen? — Stimmt aber das Herz mit dem Munde allemal überein. Sind es nicht bloße Wortcomplimente, wovon das Herz oft nichts weis, oder wo es oft gar gerade der Gegentheil denket und wünschet. Könnte mann nicht alle diese Gebräuche unterlassen, ohne im geringsten wider die Höflichkeit zu verstossen, eben so gut denke ich, als die Japonesen den Gruß mit dem Pantoffel unterlassen, und gleichwohl gesittete Japonesen heißen könnten.

Wenn ich von der Unterlassung des steifen Ceremoniels rede, so will ich eben nicht die bäurischen Grobheit, und unartigen Sitten des niedrigen Pöbels eingeführt wissen. Ich rede nur von einer übel verstandenen Kommentlichkeit, dadurch man gar alles Ceremoniel unter Freunden aufgehebt, und eine vollkommene Gleichheit hergestellet wissen will. Allein diese Art des Umganges schweift sehr oft aus, und diejenigen Freunde, die sich Anfangs aus guten Absichten alle Freyheit gegeneinander erlauben, kommen insgemein so weit, daß sie alle Sittsamkeit völlig vergessen, und einander selbst zur Last werden.

(Die Fortsetzung folget.)

Der

Der Poet.

Einstens wollte Pallas selbst erfahren, wie es mit den schönen Wissenschaften stunde; ob sie blühe-ten, oder abnahmen? Sie verließ auf eine Zeit ihren Helikon, und machte sich auf die Reise.

Gleich am Fuße des Berges traff sie einen Dich-ter an, der eben ein sehr natürliches Hochzeitgedicht verfertigte. Die Aufschrift schreckte die zichtigen Au-gen der Pallas; denn sie ist, und wird immer eine Jungfrau bleiben. Und was würde erst geschehen seyn, wenn sie einige Verse in der Mitte gesehen hätte?

Sie fragte den Dichter, ob er keine andere Ar-beit aufzuweisen hätte? Nach der Wahle, antwortete dieser: hier sind Oden auf den Wein und auf die Liebe: hier scherzte ich in Fabeln und Erzehlungen: diese Schäfergedichte werden ihnen, schönste Göttinn,

gewiß

gewiß nicht mißfallen. — Der Poet las bald dieses, bald jenes: doch Pallas hieß ihn gemeiniglich nach dem zweyten Verse schweigen: sie schämte sich für den Dichter, und ihr ganzes Angesicht erröthete.

Endlich kam der Vermessene mit einem Lustspiele von einem Aufzuge daher, und wollte sich im Lesen nicht mehr hindern lassen. Pallas sah wohl, daß die Fähigkeit des Dichters groß war: doch die frechen Ausdrücke jagten sie in die Flucht. Im Fortgehn sagte sie: Schade, o Dichter! daß deine Pallas die Venus ist.

Ein

Ein Schreiben an den Patrioten.

Wo haben Sie dann hin gedacht? werther Herr Patriot! — Wohin? — mit ihrem Stücke von 24 März? — den Oelberg in eine Wochenschrift! — und den Satan auf den Oelberg! — und Verse ohne Reime! — und eine Versart, die — ich weis gar nicht, was ich davon sagen soll. —

Wissen Sie wohl, was einige ihrer Landsleute davon denken? Die Tage ihres Lebens würden Sie mit einem so ungereimten Stücke nicht mehr aufgezogen kommen, wenn Sie wüßten, — o Sie sollten es selbst gehöret haben, was die witzigsten Köpfe davon geurtheilet haben.

Das abgeschmackteste Stück von der Welt ist es, sagten sie. — Der Satan auf dem Oelberge!

berge! — Ha! ha! ich muß noch lachen, so oft ich daran gedenke, und so lange ich lebe soll dieses Stück als ein Denkmal von der Thorheit seines Verfassers in meinen Bücherschränken stehen bleiben.

Und die Verse! — Alle Leute lachten, denen ich sie bisher vorlas. — So fertig sonst meine Zunge ist, so kann ich doch mit dieser höckerichten und kauderischen Versart unmöglich fort kommen. Der Ton davon klingt so hölzern und das Lesen wird so sauer, als wenn man Stroh käuete.

— Wer endlich nur eine geringe Kenntniß von den wahren Schönheiten der deutschen Poesie besitzet, der sieht es ja den ersten Augenblick ein, daß da kein feiner Ausdruck, keine artige Wendung, kein schöner Gedanke seyn kann, wo sich kein Reim findet. — Ungereimte Verse, die bald zu lang, bald zu kurz sind, und die nicht einmal springen! — Nein. Ich halte es mit dem Myriander, der sich unlängst wider alle ungereimten Verse feyerlich erkläret, und den Frühling des Herrn von Kleist für sein schlechtestes Gedicht hält; weil es ungereimt ist.

Lassen Sie Mein Herr Patriot! dergleichen abgeschmachtes Zeug hinfür weg, sonst bin ich nicht mehr von einem Freytage zum andern

ihr

M . . den 20 April 1769.

Fleißiger Leser.
A. M. L.

Nachschrift.

Sie haben uns doch wircklich auch zur Zierde des Werkchens schöne Vignetten bey allen Titelblättern versprochen, und diese hat man schon sehr oft nicht zu sehen bekommen. Ein und andere Querstriche, die hin und wieder in ihren Blättern erscheinen, diese werden Sie ja nicht für dergleichen Vignetten gelten lassen? —

Antwort.

Wo ich mit meinem Stücke von 24 März hingedacht hätte? — an den Charfreytag. — Hätte ich eine schicklichere Materie wählen können?

Warum der Teufel auf dem Oelberge erschiene; weil es eine Poesie, und eine geistliche Poesie ist. — Glauben Sie, daß geistliche Materien der Poesie gar unfähig seyn sollten? — Oder hätte der Poet die Pallas, die Charites, oder den Merkur auf den Oelberg stellen sollen?

Die Versart gefiel Ihnen nicht. — Lernen Sie dieselbe kennen, und wenn sie Ihnen hernach nicht gefällt, so will ich zufrieden seyn.

Vignetten habe ich auf alle Titelblätter versprochen, aber ja nicht auf alle Bogen. — Am Anfange des zweyten Theils zu Ende des Junius sollen Sie wiederum die versprochenen Vignetten zu sehen bekommen. Was ich verspreche, das halte ich gewiß: leben Sie wohl, recht wohl.

Der Patriot.

Der
Patriot in Baiern.

Dreyzehntes Stück.
München den 5 May 1769.

Fortsetzung von den Gedanken über die Höflichkeit.

Ein guter alter Deutscher ladet z. E. Gäste auf sein Schloß. — Hier sind wir gute Freunde, sagt er, weg mit allen Complimenten. Der erste, der mir damit kömmt, macht mir Verdruß. — Ganz recht, aber wer steht dafür, daß die Freunde nicht ausarten? Die Brüder und Schwestern fliegen immer herum. Der Wein steigt in den Kopf, und man fängt ganz offenherzig an einander Ausstellungen zu machen, und sich mehr Freyheiten heraus zu nehmen, als der Hauspatron geglaubt hätte. Wie viele Beyspiele würden wir vie-

leicht auf die Bahne bringen können, wo sich die Vernachläßigung alles Ceremoniels zuletzt mit Ausschweifungen, und oft gar mit Schlägen geendet hat?

Ein roher Stolz, der das Herz eines reichen Mannes eingenommen, ist eben gar oft die Quelle eines unartigen Lebenwandels, den man zwar anfänglich eine Art von dem vernachläßigten Ceremoniel zu nennen pflegt, wovon aber die Folgen gar bald zeigen, daß er im Grunde von einer förmlichen Grobheit nicht unterschieden sey. Ein begüterter reicher Bürger macht oft mit den ansehnlichsten Staatsmännern nicht viel Umstände. Er begegnet ihnen, wie ein Mann, der es weis, daß alle Verdienste im Gelde stecken, und daß er folglich auf sie billig mit einer wichtigen Miene herabsehen könne. Er begegnet ihnen ziemlich unfreundlich, denn er kennt ihre Umstände, und seine Baarschaften. Deßwegen heißt er doch noch kein unhöflicher Mann, sondern ein Mann ohne Complimente. Hat er aber vieleicht ein Privilegium, daß er gegen andere Leute minder höflicher seyn darf; weil er reicher ist, als Sie? —

Beyde Bilder mißfallen uns, und sie müssen uns mißfallen; weil sie in gewißen Stücken die Annehmlichkeit des geselligen Lebens hindern. Die wahre Höflichkeit hingegen hat allemal was ganz Einnehmendes, und ein Mensch, der sie besitzt, muß unser Herz im ersten Augenblicke gewinnen, da wir ihn kennen lernen. Sie ist das wahre Band der Geselligkeit, durch sie freuen wir uns unsers Daseyns, und des Glückes, daß wir nicht unter Thieren in der Wüste erzogen worden. Durch sie bestreben wir uns einander Gefälligkeiten zu erweisen; und sind im innersten vergnüget, wenn wir solche wieder von andern erhalten. Die Höflichkeit streut auf alle unsere Handlungen ein gewißes Gewirze, und versüsset uns die schweren Bemühungen, dazu wir bestimmt sind, einigermassen dadurch, daß wir von dem Schweiße unsers Angesichts, und unsrer Arbeit in der Gesellschaft von Freunden, und gesitteten dienstfertigen Menschen uns erholen, und erfrischen können.

So empfindlich es einem Reisenden fällt, wenn er nach ausgestandener Hitze, nach vielen Beschwerlichkeiten matt und entkräftet an einem Orte an-

kömmt, wo man ihm nicht einmal für sein Geld diejenigen Bequemlichkeiten verschafft, die er doch höchst nöthig hat, eben so angenehm und entzückend wird es ihm auch, wenn er daselbst Leute findet, die nicht erst auf seine Befehle warten, sondern ihm in allem bevorkommen, ihn gehörig bedienen, und ihn die ausgestandnen Beschwernisse durch einen wohlgewählten Unterhalt, durch liebliche Unterredungen gänzlich vergessen machen.

Ein Wirth, ein Gasthalter, ein sogenannter Tracteur, und ein Mann, der öffentliches Gewerbe treibt, hat die ächten Regeln der Höflichkeit bald so viel zu beobachten, als ein Hofmann. Er muß alle Unartigkeiten, noch mehr aber den Zwang, und das kindische Gepränge eines Petitmaitres sorgfältig vermeiden. So verabscheuungswürdig mir ein Grobian ist, eben so lächerlich ist mir auch ein Mensch, der seine Gäste mit den ausgesuchtesten Complimenten empfängt, närrische Verbeugungen macht, den rechten Fuß immerzu in Bewegung hält, und mit gezwungen lächelnden Mienen von Nichts, als gar zu vieler Gnade, und theurer Freundschaft spricht:

Die

Die Ursache, warum ein Gasthalter eine feine Lebensart mehr als alle andere Menschen bedarf, ist sehr leicht anzugeben. Man glaube es nur, daß es keine geringe Beschwerlichkeit ist mit etlich hundert verschiedenen Personen von eben so verschiedener Gemüthsbeschaffenheit, Würde und Denkensart geschickt umzugehen. Man muß jedem nach seinem Dünkel zu begegnen wissen, oder aufhören ein Wirth zu seyn. Man muß mit Frauenzimmern nicht von Agio, Procent, Wechsel, Kriege und Staatssachen, und mit Krämern und Gelehrten nicht vom Wetter, von neuen Bändern, Devisen und Uhrketten sprechen, sondern alle Leute nach dem Verhältnisse ihres Gewerbes und ihrer Eigenschaft anständig zu unterhalten trachten. Und dieses ist ohne Zweifel eine der wichtigsten Künste.

Endlich hat die ächte Höflichkeit vielen Einfluß in die wahre Freundschaft, wovon die Glückseligkeit eines geselligen Lebens so sehr abhängt. Man steht besonders in unserm Vaterlande in dem irrigen Wahne, daß ein willkührlicher uneingeschränkter Umgang, und die schönen Wörter, **Du** und **Bruder**,

das eigentliche Wesen der Freundschaft ausmachen. Ich bin aber einer ganz entgegengesetzten Meynung, und glaube vielmehr, daß dergleichen Gebräuche der Freundschaft schädlich sind. Man wird dadurch endlich gar zu gemein, und bey dem ersten Bruche sagt man sich wechselweise Grobheiten ins Gesicht, die alle Wiederversöhnung auf ewig verhindern, und die man wohl vermieden haben würde, wenn man niemal gar zu uneingeschränkt einander begegnet wäre.

Was ich von der Höflichkeit in der Freundschaft gesagt, kann auch in gewißer Maaß von dem Ehestande gelten. Hier nimmt man sich gewöhnlichermassen gar alle Freyheiten heraus, und manche Eheleute glauben, sie seyen durch das unauflösliche Band ihres Standes berechtigt vollkommen gegen einander grob zu seyn. Sie würden aber in der That klüger thun, wenn sie sich allzeit mit einer gewißen Achtung begegneten, und niemal anderst handelten, als wenn sie miteinander erst einige Wochen bekannt wären.

Wer die Höflichkeit besitzen will, der muß sowohl das flatterhafte Wesen, als das steife Cere-

mo-

moniel, und den groben Stolz fliehen. Er muß gegen Höhere nicht zu vertraut, gegen Freunde nicht zu gemein, gegen Niedrige nicht zu aufgeblasen sich aufführen. Er muß die zu große Offenherzigkeit, und auch ein gar zu geheimnißreiches Stillschweigen vermeiden. Die Falschheit steht nur mit der scheinbaren, keineswegs aber mit der wahren Höflichkeit in Verbindung. Ein Mensch von feiner Lebensart ist auch bey Verdrüßlichkeiten nicht zu mürrisch. Er sieht Personen von minderem Ansehen als Menschen, und zuweilen auch als Freunde an. Seine Untergebnen hält er nicht für verächtliche Geschöpfe, und ist mit ihnen so freundlich, als es sein Stand erlaubt. Kurz: er ist liebreich, sittsam, gesellig, wohlthätig, und ein Menschenfreund.

Die Uhr und der Wecker.

Ein Bauer probierte eine Uhr mit einem Wecker, die er erst gekaufet hatte. Sein Sohn, welcher dieses hörete, fragte ihn: Vater! warum gehet dieses Ding bald langsam, und bald geschwind? Der Bauer antwortete: Weil es für muntere und für schläfrige Leute gehört; Dem Muntern muß man mild, und bedachtsam, dem Faulen geschwind, und zornig zusprechen.

Von dem ungereimten Sylbenmaaße, und der geistlichen Poesie.

Das in unsern Patrioten eingerückte Gedicht **Christus am Oelberge**, hat bey einigen Lesern denjenigen Widerwillen erweckt, den ich mir schon vorhin prophezeyen konnte. Ich würde es für ein Wunder gehalten haben, wenn es allgemeinen Beyfall gefunden hätte. Das ungereimte Sylbenmaaß, so sehr es uns im Lateinischen gefällt, ist für unsre Ohren im Deutschen noch zu ungewöhnlich, und scheinet zu hart und schwerfällig, als das es uns reitzen könnte.

Es ist zuweilen besser, wenn wir eine Sache nicht gleich schätzen, die von andern geschätzt wird. Dadurch fangen wir an, für uns selbst zu denken, und nicht allzeit nur andern nachzusprechen. Ich

weis die Zeit noch, da ich den Versen ohne Reim so gram war, als es jetzt einige meiner Leser sind. Nun aber habe ich meine Begriffe geändert, und hoffe, daß es auch meine Leser thun werden.

Die vornehmste Ursache, warum wir ein Gedicht ohne Reime nicht gerne lesen, ist, daß wir eine geringe Kenntniß von dem innern Wesen der Poesie besitzen, und also an der äußeren Schale kleben bleiben. Die Erfindung, die Ordnung des Plans, die Eigenthümlichkeit der Charaktere in einem Gedichte scheint uns minder zu interessiren, als die Nettigkeit und der Wohlklang des Verses. Wieviele, die den Telemach lesen, lesen ihn im Französischen als einen Roman, und im Deutschen beym Neukirch als ein Heldengedicht. Sie kennen keine andre Poesie, als die Poesie des Verses und des Reims, und so bald sie diese nicht erblicken, so lesen sie entweder gar nicht, oder mit kaltem Geblüte.

Durch Beyspiele lehrt man immer am Besten, und ich werde es unternehmen, dieses Vorurtheil unsrer Landsleute durch einige Stellen zu heben, von

denen

denen sie mir gestehen müssen, daß Poesie und Ausdruck besser darinn herrschen, als oft in den schönsten gereimten Zeilen. Der Anfang des zehnten Gesangs im Meßias des Herrn Klopstocks ist so schön, so erhaben, so voller Gedanken, und von einem so hohen Schwunge, daß wir gewiß keinen Reim darinn verlangen. Nachdem uns der Dichter in neun Gesängen durch das ganze Leiden des göttlichen Erlösers geführt hat, eilt er endlich zum Hauptzwecke, zum Beschluß der Erlösung, das ist: zum Tod an dem Kreuze. Zu dieser letzten und wichtigsten Scene bereitet er sich und uns vor, und fängt an,

Immer weiter komm ich, auf meinem furchtbaren Wege,
Immer näher zum Tode des Sohns. Ach wärs nicht der Liebe,
Nicht der Tod der ewigen Liebe; so würd ich erliegen
Unter der Last der Betrachtung. Auf beyden Seiten ist Abgrund;
Da zur Linken: Ich soll nicht zu kühn von dem Göttlichen singen!
Hier zur Rechten: Ich soll ihn mit feyerlicher Würdigkeit singen!
Und ich bin Staub! — — — — —

Ich fordre alle unsre poetischen Misvergnügten auf, und frage sie, trotz dem ungereimten Verse, ob der Anfang dieses Gesangs nicht vortrefflich ist, und ob in diesen wenigen Zeilen nicht mehr Feinheit und Schönheit herrsche, als in manchen gereimten Heldengedichte.

Man muß einen gar verwöhnten Geschmack haben, wenn man nicht zugeben will, daß der Reim die Freyheit der Gedanken unendlich einschränke, und das Erhabene des Ausdrucks hindere. Wem die hohe Poesie am Herzen liegt, der wird wohl nicht leicht in Reimen schreiben. Und hat nicht Voltaire über die französische Sprache geklagt, daß sie an den Reim gebunden seyn muß, und nicht der edlen Freyheit der Deutschen und der Engelländer folgen könne. Vieleicht würde seine Henriade ein noch größers Meisterstück geworden seyn, wenn ihm seine in der Aussprache, und im Schreiben unterschiedenen Worte erlaubet hätten eine andere Versart zu wählen. Aber so bedauert er es, daß die französischen Verse wirklich alle Schönheit verlieren, wenn man ihnen die Reime benimmt. Wie glücklich sind wir, daß wir

uns

uns von diesem Joche entreißen, und noch dazu mit Vortheile entreißen können! Was kann man wohl nachdrücklichers und feurigers lesen, als die folgende Stelle aus dem Frühling des Herrn von Kleist? Wo er durch die gräßliche Beschreibung des Kriegs uns ermahnt, denselben zu hassen, und den Frieden, die Ruhe, und die Menschlichkeit herrschen zu lassen.

— — — Wo bin ich? Es blitzen die fernen Gebirge von Waffen,
Es wälzen sich Wolken voll Feuer aus offenen ehernen Rachen,
Und donnern, und werfen mit Keilen umher. Zerrissene Menschen
Erfüllen den schrecklichen Sand. Des Himmels allsehendes Auge
Verhüllt sich, die Grausamkeit scheuend, in blaue Finsterniß. — Siehe
Den blühenden Jüngling! Er lehnt sein Haupt an seinen Gefährten,
Und hält das strömende Blut und seine fliehende Seele
Noch auf, und hoffet die Braut noch wieder zu sehen, und zitternd
Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu erndten.
Ein Schwert zerspaltet ihn jetzt. — — — —

(Die Fortsetzung folget.)

Die

Die bethende Alte.

Die alte Wittwe Clelia,
Die kaum mehr aus den Augen sah,
Die Kinder, und Kindskinder zählte,
Der nur noch eine Grabschrift fehlte,
Fieng seufzend jüngst zu bethen an.
Sie bath zu ihrem lieben GOtt,
Vieleicht um einen guten Tod?
Vieleicht bey ihrem nahen Sterben
Vollkommne Reue zu erwerben?
Dieß alles hat sie nicht gethan.
Sie bath: — und nun — um was? — um einen
jungen Mann.

Mittel
zur
Verbesserung der Augen
im Bücherlesen.

Die Arzeneyen der berühmtesten Oculisten langen nicht allzeit zu ein schwaches Gesicht zu verbessern. Die Regel, alles Lesen sorgfältig zu vermeiden, ist noch die beste, und wer sich derselben fleißig bedient, der braucht unser balsamisches Oel nicht, daß wir mit vieler Mühe erfunden.

Die Ingredienzien davon sind zwanzigjähriger Fleiß, starke Kenntniß und Belesenheit in den griechischen und römischen Mustern, einige Grane von einem gesunden natürlichen Witze, und ein feiner geläuterter Geschmack.

Wenn man die Augen mit diesem Oele bestreicht, so werden sie so scharf, daß man sogleich

erkennet, ob das Buch, daß man lieſt, gut oder ſchlecht ſey.

Man kann ſich deſſen auch beym Büchereinkaufen bedienen, damit man das Geld nicht umſonſt ausgebe.

Nach dieſen Proben gieng ich weiter, und ſtrich einige Tropfen auf den Text verſchiedner Auctorn. waren ſie gut, ſo konnte das Oel keinen Buchſtaben wegfreſſen; waren ſie aber ſchlecht, ſo verſchwand mir die Schrift unter den Händen. Manchmal ſah ich mit Verwunderung, wie ſich der Name eines Auctors, der fremde Bücher beſtohlen hatte, unter dem Beſtreichen in einen andern Namen veränderte, und wie aus den Oden des — oder aus den Schäfergedichten des — ein Horatz, oder ein Theokritus hervorkam.

Wehe den Bücherverderbern, wann dieſes Oel bekannt wird!

Der
Patriot in Baiern.

Vierzehntes Stück.
München den 12 May 1769.

Empfindungen an dem ersten schönen Frühlingstage.

Empfangt mich heilige Schatten! ihr hohen belaubten Gewölbe
Der ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur. — — —

Kleist.

Und du kömmst wiederum in unsere Gegenden zurücke, reitzender Frühling! — Die Vorbothen deiner Ankunft, die geschwätzigen Schwalben sagten uns gestern schon, daß du nicht mehr ferne bist.

O mit was wünschender Sehnsucht sah ich dich oft durch die gefrornen Fenster entgegen? — Warum verweilest du so lange, rief ich dir oft zu? — Warum verweilest du so lange, und ziehst uns den grauen Vorhang von dem bewölkten Himmel nicht weg! — Warum hältst du den Gärten ihr grünes Sommerkleid so lange zurücke? —

Endlich sind meine Wünsche erhöret. Du bist da, und alle Grazien mit dir.

Wie schön lachet mir die schimmernde Sonne durch den nahen Buchenwald zu! — Alle Blätter der Bäume regen sich, und gerathen durch den spielenden Zephyr in eine flutenförmige Bewegung.

Dort rauscht ein bejahrter Hirsch mit stolzem Haupte aus dem dichten Gebüsche hervor, und sieht auf dem gelben Felde herum, ob kein verrätherischer Schnee ihn mehr den Jägern in die Hände liefert.

Hier steigt eine Lerche empor. Sie steigt und singt, und grüßt in der höhern Luft die gelinden Westwinde, die ihr ihren Aufenthalt im Luftkreise wieder erträglich machen.

Reis.

Reif, Eis und Kälte die Ueberbleibsel des rauhen Winters fliehen. Der Boreas heulet über die beherrschten Hügel in die nordischen Gegenden seines Vaterlandes, und sieht unwillig auf seine Siegerinn die Sonne zurücke. Die schmeichelnden Favonii nehmen hingegen seine Stelle ein, und küssen die neugebohrnen Fluren.

Die erwärmte Luft gießt schon einen thauenden Regen auf die gebährende Natur. Sie gebiehrt, und freuet sich ihrer jährlichen Fruchtbarkeit.

Wir sehen alles dieß, und wie sieht es mancher nicht mit kaltem Blute? Seine Seele zu stumpf die Ergötzlichkeiten der schönsten Jahrszeit wahr zu nehmen, und zu träge sie mit starren Augen und denkendem Gemüthe zu beobachten, sieht alles dieß für den ordentlichen und nöthigen Lauf der Natur an, ohne einen Blick auf dich zu werfen — auf dich GOtt! Schöpfer! — ohne dessen sonderheitlichen Befehl weder eine Wiese grünet, noch die Sonne wärmet, am mindesten aber die Natur zum Nutzen des Menschen fruchtbar wird.

Steiget! Steiget! — und finget, finget ihr fröhlichen Lerchen. — Ihr alle fliegenden Einwohner der Luft, finget und danket dem Schöpfer anstatt der undankbaren Menschen.

Mit eurer Lieder süssen Klang
Ihr Vögel! soll auch mein Gesang
Zum Vater der Natur sich schwingen.
Entzückung reißt mich hin
Ich will dem HErrn Lob singen
Durch den ich wurde, was ich bin.

O Gütigster! denn wer ist gut,
Wie du, der allen Gutes thut?
Du sorgtest auch für mein Vergnügen,
Als aus dem grossen Plan
Erstaunte Welten stiegen,
Und Sonnen sich geschaffen sahn.

Schön ist die Erde, wenn sie blüht
Und, ganz um unsre Lust bemüht
Sich in des Frühlings Farben kleidet,
Und überall voll Pracht,
Selbst wo die Heerde weidet,
In bunter Zierde duftend lacht.

Fortsetzung
von
dem ungereimten Sylbenmaaße,
und
der geistlichen Poesie.

Aber nicht nur in der hohen ernsthaften Poesie macht das ungereimte Metrum sein Glück. Nein. Auch auf die zärtliche Idylle, auf die sanfte malerische Beschreibung des Landlebens streuet es Reitz und Anmuth aus. Ich will den Werth des sonst sehr feinen Gedichts, das Dorf, von Herrn Dusch, eben nicht bestimmen. Aber eine einzige Stelle vom Landleben aus dem Frühling rührt mich mehr, als alles was ich dort gelesen habe. Ich kann mich nicht enthalten noch einige Verse auszuschreiben.

Komm, Muse! laß uns im Thale die Wohnung und häusliche Wirthschaft
Des Landmanns betrachten. — Hier steigt kein pa-
rischer Marmor in Säulen

Empor, und bückt sich in Kämpfern. Hier folgt kein fernes Gewässer

Dem mächtigen Rufe der Kunst. Ein Baum, worunter sein Ahnherr

Drey Alter durchlebte, beschattet ein Haus von Reben umkrochen,

Durch Dornen und Hecken beschützt. Im Hofe dehnt sich ein Teich aus,

Worinn mit Wolken umwälzt ein zweyter Himmel mich aufnimmt.

Wann jener sich über mir ausspannt; ein unermeßlicher Abgrund!

— — — — — — — — — —

— — — — Aus seinem Gezelte geht lachend

Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen Füßen den Nacken,

Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und untergräbet den Flügel,

Und eilt zum Liebling aufs Dach. Der Eifersüchtige zürnet,

Und dreht sich um sich, und schilt. Bald rührt ihn die schmeichelnde Schöne,

Dann tritt er näher und girrt. — — — —

Außerdem, daß Herr Gellert, den man in unsern Gegenden, wie billig, sehr hoch schätzt, schon ein paar ungereimte Oden geschrieben, so will ich

noch

noch anführen, was der Größte unter den deutschen Dichtern, Herr Haller in seiner neuen Vorrede zur zehnten Auflag seiner Gedichte von den ungereimten Versarten schreibt. Unsre Kritiker werden es doch zugeben, daß dieses Licht der Dichtkunst ein feineres Gehör, und einen gereinigtern Geschmack haben wird als sie?

Die Dichter, (sagt er) die nach uns auf den deutschen Parnaß traten, giengen in dem neuen Schwunge ihres Vortrages unendlich weiter. Sie entsetzten den Reim von seiner so lange ungestörten Herrschaft, und führten dabey das römische und griechische Sylbenmaaß ein. — — — — —

— — — — — — — — — — —

Man führte neue, zusammen gesetzte, emphatische Wörter ein: man gab selbst der Sprache eine neue Wortfügung, die mit der alten Sprache näher übereinkömmt. Glückliche Dichter wagten sich an die neue Art zu dichten, und gaben ihr, wie alle grossen Beyspiele thun, einen Vorzug, und den Beyfall des größern Theils der deutschen Nation.

Einmal sind meine Gedichte geschrieben: sie in reimlose Linien zu übersetzen wäre eine fruchtlose Bestrebung; ich muß mich damit trösten, daß meine in den veralteten Reimen geschriebene wenige Gedichte an den Franzosen, am Pope, am Hagedorn und Utz noch einen Schirm haben, und nicht völlig aus dem Parnaß verdrungen werden können, so lange sie so mächtige verbündete haben.

So redet Herr Haller, und so denken mit ihm die aufgeklärtesten Köpfe. Um aber das leichteste Mittel zu wählen, dadurch man die ungereimten Verse Lieb gewinnen kann, so rathe ich oft dergleichen Gedichte zu lesen, besonders den Murner in der Hölle, und die Tagzeiten des Herrn Zachariä, und nach diesen die Werke des Herrn von Kleist. — Ist dieser Schritt gethan; dann können wir erst zu höhern Werken aufsteigen, und den Meßias und Miltons verlornes Paradies nach der Uebersetzung des Herrn Zachariä zu lesen anfangen.

Nun komme ich zur geistlichen Poesie, und zu meiner Rechtfertigung, daß ich den Satan auf dem

Oel-

Oelberge erscheinen lassen. — Auswärtige Kenner werden freylich lachen, daß ich mich wegen einer Sache verantworten muß, daran sie nicht einmal gedacht hätten. Allein, gleichwie es überall schlechte Kritiker giebt, so giebt es auch deren eine ziemliche Anzahl in meinem Vaterlande. Und gleichwohl will man gelehrt scheinen, und geradezu dasjenige tadeln, was man nicht versteht.

Die Teufel sind nirgend häufiger angebracht, als in dem Meßias des Herrn Klopstocks. Adramelech, Abbadona, Belielel, Moloch, und noch andere machen den Rath des Satans aus. Adramelech kömmt auf den Oelberg, des Erlösers zu spotten. Abbadona kömmt auch, aber klagend und von der Reue gemartert. Man könnte ihn mit Rechte den büßenden Teufel nennen. Ueberhaupt sind in diesem ganzen Gedichte die Teufel sehr geschäftig. Noch geschäftiger, aber auch noch schrecklicher erscheinen sie in Miltons verlornem Paradiese, und die Beschreibung der Hölle und Satans daselbst könnte nicht fürchterlicher gemalt werden. Aber nur ein Unverständiger tadelt diese Dichter. Alle Kenner bewun-

dern ihre Arbeiten als die größten Meisterstücke. Und wo könnten auch die Teufel geschickter angebracht seyn, als in einem Gedichte, wo es darum zu thun ist, die Menschen von ihrem Heile und ihrer Glückselig-keit herab zu stürzen. Satan, der selbst nach dem Zeugniße der göttlichen Schrift aus Neid gegen die glücklichen neugeschaffenen Menschen, den Adam zum Falle verleitet, wird sich doch natürlicher Weise nicht schläfrig finden lassen, wenn der Meßias erscheint die Sünde Adams zu tilgen, und das ganze menschliche Geschlecht der Macht der Hölle zu entreißen?

Auf dem Oelberge fängt sich das Leiden des Erlösers an, und wo anders, als auf dem Oelberge muß sich Satan zuerst bemühen, die Erlösung der Menschen als die Folge dieses Leidens zu vereiteln? Er, der schon vorhin Kühnheit genug besaß, vor die Augen des GOttmenschens zu kommen, und ihn selbst in der Wüste zu versuchen, kann ohne Zwang, ohne alles Lächerliche, von dem Dichter auf den Oelberg gebracht werden, so wie Klopstock den Adramelech und Abbadona dahin gebracht hat. Die

Schmer-

Schmerzen des göttlichen Heilandes zu vermehren kann er wohl nichts vermesseners unternehmen, als daß er JEsum an den Undank der Menschen erinnert, und endlich die Sünde des Judas Ischarioths, die zu groß ist, unter den übrigen Sünden zu stehen, auf der andern Seite der Tafel ihm zeigt. Aber auch dieses ist natürlich, daß GOtt seine Bosheit mit dem Donner bestraft, und seine Tafel zerschlägt, als ein Zeichen der ausgelöschten Sünden. Der Einwurf, ob alles das auch wirklich geschehen sey, wird nur von einem Manne gemacht, der nicht einmal bedenket, was das Wort (Gedicht) heißt.

Ein weit wichtigerer Einwurf ist es, ob es in der heiligen Poesie, in heiligen Materien zu dichten erlaubt sey? Diesen Einwurf hat schon Herr Klopstock gründlich beantwortet, und ich setze nur weniges hinzu.

Wenn die Erdichtung natürlich ist, und auf die Materie paßt, so finde ich sie nicht nur schön, sondern sogar nöthig. Ohne Erdichtung, Verwickelung und Maschinen ist alles eine leere magere Beschreibung.

bung. Hin und wieder ein Gleichniß, eine Figur, und ein Tropus heißt nur bey denjenigen eine Poesie, die ihren in der Schule erhaltenen Unterricht noch nicht verbessert haben. Wenn Sannazar in seinem Gedichte von der Geburt des Meßias, Götter, Tritonen, Nymphen u. s. f. auftreten läßt, so ist es freylich lächerlich. Aber die Erscheinung und die Reden der Teufel und Engel würde ihm Niemand misbilliget haben. Ihr Daseyn ist in der Heil. Schrift gegründet, wie die Materie, von der er dichtet. Man muß es den älteren Zeiten vergeben, wenn auch Milton eben die Fehler begeht, und zu viel heydnische Dinge in das Christenthum einmischt. Denn damals hieß man kein Dichter, wenn man nicht Musen und Götter in Menge paradieren ließ.

So schön und nothwendig im Uebrigen die Erdichtungen sind, so müssen sie doch nicht gar so häufig kommen, und so sehr in den Grundstoff eines geistlichen Gedichts verwickelt seyn, daß ein mittelmäßiger Leser das Wahre vom Falschen nicht mehr trennen, und die Erdichtungen bemerken könne. Man muß jederzeit Sorge tragen, daß man nicht am unrechten

rechten Orte eine Fiction anbringt. Mit Wunderwerken muß man z. E. sehr behutsam seyn, denn wie leicht geräth ein in der Schrift nicht viel bewanderter Leser auf den Wahn, das erdichtete Wunder sey eine wahre Begebenheit, und folglich zu glauben? Ueberhaupt muß man niemal das Wahre selbst in eine Erdichtung umschmelzen.

Wer von Allem, was ich bisher gesagt habe, noch nicht überzeugt ist, und wer ein geistliches Gedicht nicht mit ganz andern Augen, als ein profanes betrachten kann, den bitte ich alle Kritik zu vermeiden, und sein Urtheil so lange zurück zu halten, bis er das verlorne Paradies, den Tod Abels, den Meßias, und dergleichen geistliche Gedichte oftmals eifrig und nachdenkend gelesen habe. Ein unverständiger Kritiker macht nicht das, was er tadelt, sondern nur sich lächerlich.

Die Erziehung.

Ich kann mich noch ganz deutlich von 20 Jahren her erinnern, wie der junge Timian in dem Hause seines Vaters erzogen worden, denn ich kam oft in das Haus.

Wann der Junge nicht bethen und lernen wollte, so versprach man ihm Aepfel, Nüsse und Zuckerbrod. Timian bethete und lernte alsobald.

Wollten die Aeltern, daß er irgend etwas nicht berühren sollte, so sagten sie ihm, es sey scharf geladen, es beiße, oder es sey Gift, sogleich ließe Timian es unberührt.

Zu Zeiten schlug Timian auf den Vater, und auf die Mutter; die Aeltern lachten darüber, und der Junge schlug noch öfter zu.

Der Timian ist jetzt groß erwachsen, und in einem Alter, wo die Erziehung ein Ende hat, ja er bekleidet schon ein öffentliches Amt.

Die Aeltern klagen über ihn, daß er sogar keine Ehrfurcht gegen sie trage.

Die Gesellschaft verabscheuet den jungen Menschen, denn er redet die Unwahrheit. Und man sagt sich in das Ohr, daß Timian, wiewohl mit hinlänglicher Wissenschaft, sich doch zu seinem Amte nicht schicke, denn man will richtige Zeichen an ihm bemerkt haben, daß er sich vom Eigennutze regieren lasse.

Hat nicht Timian die allerersten Züge dieser drey schönen Tugenden dem Anfange seiner Erziehung zu danken?

Hylax und Isegrim
zween Wölfe.

Ich bin lange nicht so diebisch wie du, sagte Hylax zu dem Isegrim. Ich raube nur bisweilen, — und etwas weniges — du aber —

Rücke mir nichts vor, antwortete Isegrim, wir sind doch beyde Wölfe.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Fig. IV

Fig. III

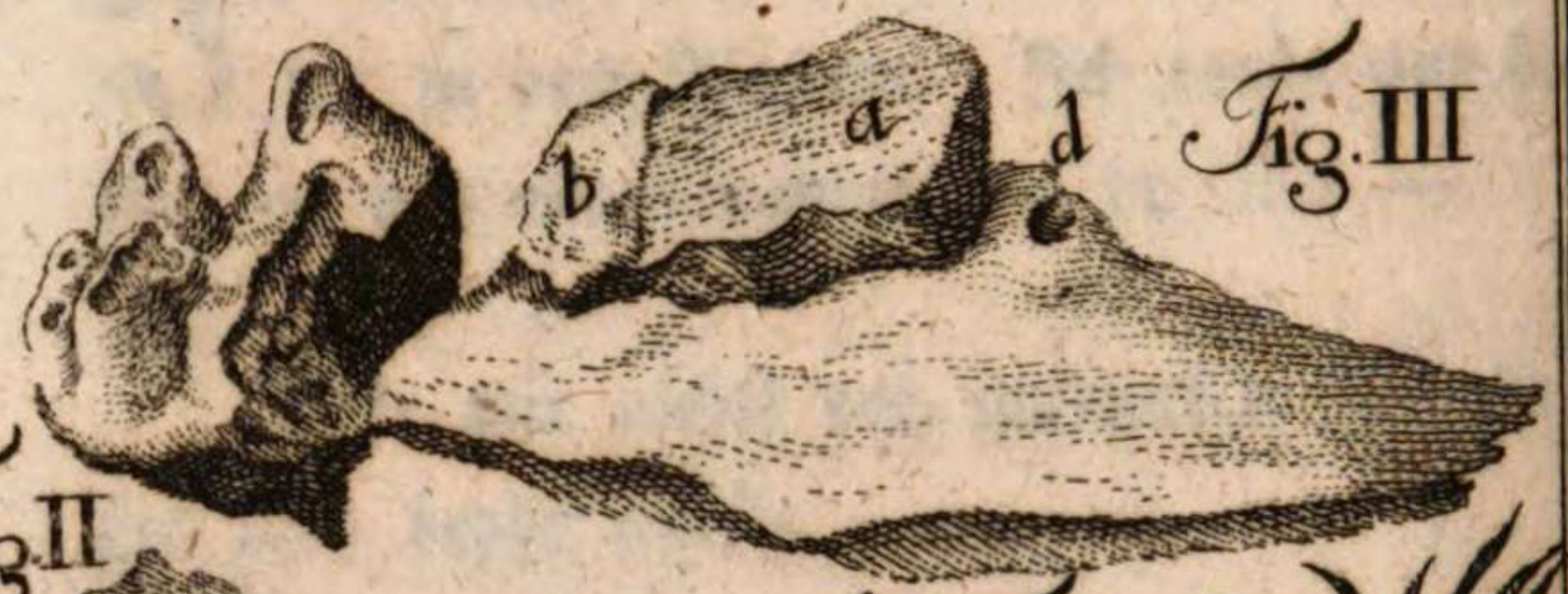
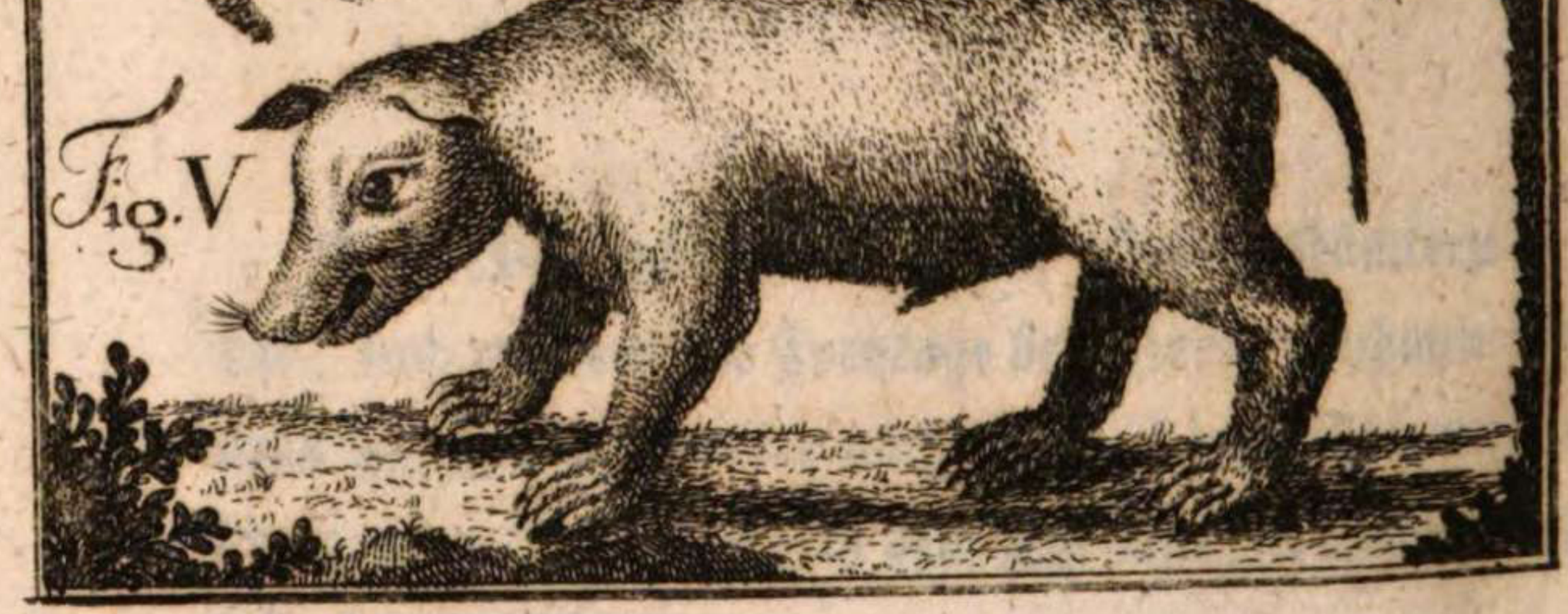


Fig. II

Fig. I

Fig. V



Der
Patriot in Baiern.

Fünfzehntes Stück.
München den 19 May 1769.

HIPPOPOTAMUS
oder das
Wasserpferd.

Nach einer hinlänglichen Erkenntniß des menschlichen Körpers kann einem Liebhaber der Natur nichts unter den irdischen Dingen angenehmers, nichts anständigers, nichts nützlichers seyn, als eine gründliche Einsicht von den Leibern der Thiere. Die Wissenschaft des menschlichen Körpers verdienet allerdings den Vorzug, weil diese den Menschen selbst unmittelbar angeht. Der zweyte Platz aber ist billig der Lehre von Thieren einzuräumen, weil diese herrlichen Creaturen von dem weisesten und

gütigsten Urheber der Natur uns nicht allein als Mitgeschöpfe und Gefährten zugegeben worden: sondern weil sie zu dem Nutzen, Bequemlichkeit und Ergötzung des menschlichen Geschlechts vieles beytragen, ja fast unumgänglich nothwendig sind. Die Kenntniß sogar der, dem Scheine nach, schädlichen Thiere ist keineswegs außer Acht zu lassen, damit wir dem Schaden, wenn einer wirklich vorhanden ist, ausweichen, den Vortheil aber, welcher gewiß bey allen Thieren auf eine oder die andere Art anzutreffen ist, nicht verlieren mögen.

Dem Jonston, dem Linäus, dem Buffon, und den übrigen Naturforschern, welche ihr ganzes Leben, so zu sagen, in Untersuchung und Beschreibung des Thierreiches zugebracht haben, können wir für ihre Mühe und Arbeit nicht genugsamen Dank erstatten: da sie mit unermüdetem Fleiße sowohl die einheimischen als die ausländischen Thiere abgeschildert, voneinander unterschieden, und in ihre gehörige Geschlechter und Classen eingetheilt haben. Welcher Schaden! daß diese grossen Lichter der Naturlehre sich meistentheils mit der äußerlichen Gestalt der Thiere beschäf-

schäftiget haben. Die Zahl der Klauen, der Hörner, und dergleichen auswendige Kennzeichen des Thierreichs haben sie auf das genaueste bestimmet: das inwendige Gebäude aber ist von ihnen nur zufälliger Weise berühret, oder höchstens bey einzelnen Fällen vorgenommen worden. Zum allerwenigsten hat man bisher in der Zergliederung der Thiere auf die Beinlehre (Osteologiam) ein Augenmerk gerichtet. Die Ursachen davon mögen wohl diese seyn: einmal, weil die Größe eines solchen Unternehmens, so die Kräften eines einzigen Menschen weit übersteiget, die herzhaftesten Naturlehrer davon abgeschrecket hat: zweytens, weil eine so hinlängliche Anzahl von Thieren, deren Gerippe beschrieben werden sollten, nicht so leicht zusammen zu bringen ist: und endlich, weil die Besitzer von raren Thieren das Vergnügen solche ganz und in ihrer vollkommenen Gestalt für sich zu erhalten der Wissenschaft von der Bildung und Stellung der Gebeine allezeit vorgezogen haben.

Wie nachtheilig dieser Mangel der Beinlehre des Thierreichs dem Fortgange der Wissenschaften sey, das zeigen zur Genüge die Bücher der alten und ei-

niger neuern Schriftsteller, in welchen so viele Zweifel, falsche Urtheile und Fabeln, welche aus dieser Unwissenheit entstanden sind, vorkommen, daß man dergleichen Nachrichten ohne Eckel und Verdruß unmöglich durchblättern kann. Folglich liegt es einem Weltweisen, vor allen einem Patrioten ob, wenn ihm Gebeine, die unbekannt sind, oder die was ungewöhnliches an sich zu haben scheinen, unter die Hände kommen, daß er sie nicht nur auf eine physikalische Art untersuche und beschreibe, sondern auch, daß er solche, so viel als gründliche Muthmassungen zulassen, zu welcher Classe der Thiere sie eigentlich gehören, bestimme, damit auf solche Weise die Wissenschaften überhaupt, und die Beinlehre der Thiere ins besondere erörtert, und erleichtert werden.

Zu dem Ende habe ich heut das Vergnügen meinen Lesern einige besondere Stücke von Beinen, welche in dem Naturaliencabinet der Churfürstl. Akademie der Wissenschaften verwahret werden, vorzulegen. Sie sind den 30 April im Jahre 1762 in einem Sandschutte bey Reichenberg in Niederbaiern gefunden worden. Das Gerippe war in einem so vollkommenen

Stande,

Stande, daß fast jedes Bein ganz, und in seiner natürlichen Ordnung da lag. Zum größten Unglücke aber ist dieser kostbare Schatz unverständigen Leuten nämlich Tagwerkern zu Theile geworden, welche, weil sie seinen wahren Werth nicht verstanden, ihnen nicht so viel Zeit und Weile nahmen, daß sie den Sand behutsam abgelöset, und das Gerippe unverletzet erhalten hätten: sondern sie hieben alles dergestalt zu Drümmern, daß man mit großer Mühe nur einige Stücke davon, welche zwar beschädiget, doch kennbar sind, dem gänzlichen Untergange entreißen können.

Unter diesen habe ich vier Stücke, welche meinem Vorhaben am besten zu dienen scheinen, auserlesen. Das erste Fig. I. ist ein grosser fast viereckigter Stock- oder Backenzahn, dessen Wurzeln völlig abgebrochen sind. Sein Körper besteht aus vier grossen aaaa, und sechs kleinen bbbbbb stumpfen Spitzen, deren vier weiß-blaue Köpfe, und schwarz-graue Leiber haben; die übrigen sind von oben bis unten kohlschwarz. Das wenige vom Kiefer, was ihm noch anklebet, ist braun-gelb. Die ganze Oberfläche des Zahns, bis an die Spitzen, welche sehr glatt sind,

ist mit kleinen erhabenen Warzen übersäet, welche einen hellen Glanz von sich geben. Ich habe ihn an einem Orte abschneiden, und schleifen lassen, und er hat eine prächtige Polierung angenommen. Seine Zusammenfügung ist so dicht, daß ihn die beste Feile kaum angreift: das Scheidewasser aber löset ihn geschwind auf. Er hält 3 französische Zolle, 3 Linien in der Länge: 2 Zolle 10 Linien in der Breite, und 3 Zolle in der Höhe. Er wiegt 27 baierische Lothe.

Figura II stellet einen stark abgenutzten Backenzahn mit gespaltenen krummen Wurzeln vor. Er ist 2 Zolle 5 Linien lang: 1 Zoll 7 Linien breit: 3 Zolle 7 Linien hoch: 18 Lothe schwer, und durchaus von einer schwarz-Braunen Farbe.

Bey Fig. III ist die Abbildung eines Theils des Unterkinnbackens, in welchem ein ganzer a, und ein zur Hälfte abgebrochener Zahn b stecken, der dritte ist zwar von dem Kiefer abgelöset, doch läßt er sich in das ihm von der Natur bestimmte Ort c einlegen. Hinten zeiget sich noch eine Höhlung d, in welcher ein vierter gewachsen war. Sie haben die nämliche

liche Natur und Eigenschaften, wie die in Fig. I und II beschriebene Zähne.

Die ersten zween a und b fallen in die schwarz-graue, der letztere c aber in die schwarz-braune Farbe. Obschon dem Ansehen nach mehr denn drey Theile des Kinnbackens auf oben erzehlte jämmerliche Art verloren gegangen sind: so wiegt doch der vorhandene Ueberrest 4 Pfunde und 10. Lothe. Er ist 11 Zolle 7 Linien lang: 3 Zolle 2 Linien dick, und 6 Zolle 2 Linien hoch. Das Kieferbein selbst ist rauh, fest, und braun-gelber Farbe.

Fig. IV zeiget ein ziemliches Stück des Schenkelbeins. Es ist zwar in zweyen Orten a und b abgebrochen, doch sieht man, daß sich die Theile ganz genau zusammenfügen. Der untere Kopf c hat 4 Zolle 7 Linien in der Dicke; das schmale End vom Bein d aber 2 Zolle 3 Linien. Weil der obere Kopf des Schenkelbeins nicht vorhanden ist: so kann man die wahre Länge desselben nicht bestimmen. Der Rest erstrecket sich auf 18 Zolle und 4 Linien. Aus eben dieser Ursache ist man seine eigentliche Schwere anzuge-

ben nicht im Stande. Die drey Drümmer wiegen zusammen 3 Pfunde und 24 Lothe.

Dieses so wohl als die übrigen Beine, welche von dem Gerippe zusammen gesammelt worden, haben alle eine braun-gelbe Farbe, und sind von einer Eisenhaltigen Erde so stark durchdrungen, daß sie wirklich zu Eisenerze geworden. Daher kömmt es, daß sie nicht wie andere (auch die versteinerte Beine) im offenen Feuer weiß werden; sondern je länger sie dem Feuer ausgesetzet sind, eine desto größere Schwärze nehmen sie an sich: weil sie nämlich im Feuer die brennhaften fetten Theile der Kohlen an sich ziehen. Dadurch wird, wie die Chymie lehret, die eisenhaltige Erde in wirkliches Eisen verwandelt, welches seiner Natur nach, so lang es noch ist, schwarz aussieht.

Um die gegenwärtigen Bestandtheile dieser Beine genauer zu erhalten, habe ich ein $8\frac{1}{2}$ Lothe schweres Stückchen im offenen Feuer calciniert, und ehe es völlig zu Schlacken, welche sich bald an allen Seiten ansetzen, geschmolzen worden, heraus genommen. Im Feuer hat es an der Schwere ein Loth verloren. Zwey

Lothe

Lothe davon habe ich zu Pulver gestossen, und gefunden, daß über die Hälfte des Pulvers sich durch den Magnet anziehen läßt. Ich weis wohl, daß fast alle Körper des Thier- und Pflanzenreichs, wenn sie zu Kalke gebrennet werden, etwas Eisen, welches der Magnet entdeckt, bey sich führen. Aber eine so beträchtliche Quantität davon, als wir hier finden, könnte unmöglich in einer so kleinen Masse enthalten seyn, wenn die Zwischenräume nicht mit einer eisenartigen Materie angefüllet wären. Die Gegenwart einer fremden Substanz wird sattsam durch die ungewöhnliche Schwere der Beine erwiesen. Daß aber diese Substanz Eisenerz sey, das verrathen einem Bergwerksverständigen die überall anliegende gelbe Mälen, und die geschwinde und starke Auflösung im Scheidewasser. Denn wäre dieser fremde Gast hornsteinartig, wie die versteinerten Knochen mehrentheils zu seyn pflegen: so müßte er den sauern Geistern wiederstehen.

So viel von den Kennzeichen und Eigenschaften des Ueberrestes von dem durch oben erzehlte unglückliche Sorglosigkeit verstalteten Gerippe. Die übrigen Beine, deren viele Stücke gesammelt worden,

Hat die barbarische Haue der unbesonnenen Werkleute so erbärmlich zugerichtet, daß man ihre wahre Bestimmung nicht einmal errathen kann. Und eben darum ist es so leicht nicht, das Thier, zu welchem die Beine gehöret haben, durch hinlängliche Beweise zu bestimmen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß man solches unter den Thieren der größten Gattung suchen muß; folglich nicht unter den Europäischen. Denn kein Thier, welches unser Welttheil hervor bringt, ist mit dergleichen grossen Zähnen und starken Schenkelbeinen versehen. Unter den Ausländischen treffe ich auch nur drey Thiere an, denen man diese ungeheuere Waffen und Leibsstütze mit Wahrscheinlichkeit zueignen kann. Diese sind der Elephant, der Nasenhorn (Rhinoceros) und das Wasserpferd (Hippopotamus) denn diese allein schienen die ähnliche, mithin die erforderliche Größe für solche Gliedmassen zu besitzen. Vom Wallfische kann hier die Frage nicht seyn, weil grosse Schenkelbeine wirklich vorhanden sind. Die schmalen, einfachen spitzigen Zähne des Crocodils schliessen ihn auch von dieser Zahl aus. Ja die gar zu grosse Beine des Elephanten wollen nicht mit der Proportion unsers Gerippes überein stimmen. Seine

Stock-

Stockzähne sind ungleich größer, als die, so wir vor uns haben; sie sind auch auf eine sehr verschiedene Art gebauet: oben sind sie viel glatter, und ihre Wurzeln schießen sie nicht unterwärts, wie die von diesem Kiefer, sondern gegen die Seite äßtweise aus. Wir werden, geliebts GOtt! zu einer andern Zeit Elephantenzähne zu betrachten haben. Alsdann wird der Unterschied, wie ich dafür halte, ganz deutlich in die Augen fallen.

So bleiben uns nur der Nasenhorn und das Waßerpferd übrig. Ich muß gestehen, daß ich keine geringe Schwierigkeit finde, mich zu entschließen, welchem aus Beyden ich unsere Zähne und Beine zueignen sollte. Wäre der Kinnbacken unverletzet, und mit allen seinen Zähnen noch bewaffnet: so wären wir bald aus dem Traume. Herr Brisson hat die Köpfe dieser Thiere ganz ausführlich beschrieben. Der Nasenhorn hat nach seiner Beschreibung in jedem Kinnbacken zween zerschneidende Zähne (Incisores) die weit auseinander stehen. Ihm gehen die Hundszähne (Canini) ab. Jeder Kinnbacken ist mit 12 Stockzähnen (Molaribus) versehen, deren 6 auf jeder Seite zu

stehen kommen. Diese sind sehr scharf, und schneidend. Der Kiefer aber des Wasserpferdes ist, wie dieser Naturforscher anmerket, mit 44 Zähnen ausgerüstet, deren 8 vordere oder zerschneidende, 4 Hundes- und 32 Stockzähne sind. Die Hundeszähne sind lang, einwärts gebogen, und einfach. Alle diese Zähne dieses Thiers sind mit einer besondern Härte begabet.

Wir haben weder vordere noch Hundeszähne, welche dem ganzen Streite ein Ende machen müßten, aufzuweisen: folglich müssen wir uns bey den Stockzähnen allein aufhalten. Aber auch diese, weil ihre Zahl nicht ganz ist, können keinen vollkommenen Ausschlag geben. Die Gestalt und die Eigenschaften der Zähne scheinen mehr auf das Wasserpferd, als auf den Nasenhorn zu deuten. Denn sie sind ungleich und stumpf, und von einer ausnehmenden Härte, da die Zähne des Nasenhorns sehr scharf und schneidend sind, und eine nur dem Helfenbeine gleiche Härte besitzen. Was mich aber hauptsächlich beweget, das ganze Gerippe dem Wasserpferde zuzueignen. ist das vorhandene Schenkelbein, welches mit dem ungeheueren Körper des Rhinoceros keine Vergleich-

niß

niß hält: massen alle seine Knochen ungleich dicker, und, was noch mehr ist, seine Füsse in Verhältniß viel kürzer sind, als die Füsse, zu welchen dieser Schenkel gehört hat. Von einem jungen Nasenhorn kann es nicht seyn, sonsten müßte es noch kürzer ausfallen: und die starken, vollkommen ausgewachsenen, ja schon abgewetzten Zähne zeigen ohnedem das hohe Alter des Thiers an. Darf ich noch eine Muthmassung wagen? Das Horn des Rhinoceros ist von einer zähen, festen Materie, welche, wie alles Horn nicht so leicht als das Bein verfaulet; es ist auch nicht leicht auseinander zu schlagen: zu dem fällt es auch einem Unwissenden als was besonders in die Augen, welches die Handwerksleute zweifels ohne darauf Acht zu haben, bewogen hätte. Mithin ist es nicht zu glauben, daß es jemals bey diesem Gerippe zugegen gewesen. Folglich, daß es nicht das Beinwerk eines Nasenhorns, sondern eines andern Thiers sey, welches die Natur mit solchen Waffen nicht versehen hat. Da nun kein anders Thier als das Wasserpferd die Eigenschaften, welche die beschriebenen Beine und Zähne erfordern, zu besitzen scheint: so wage ich es, dieselben ihm so lange zuzueignen, bis man mich ei-

nes bessern belehret hat. Welche Belehrung ich mit desto größerm Danke anzunehmen bereit bin: als mein patriotischer Eifer hauptsächlich dahin zielet, daß ich durch dergleichen Untersuchungen meinen Landesleuten die Schätze der Natur entdecke, und sie, so viel als es in meinen Kräften steht, nach den Gesetzen einer gesunden Naturlehre erörtere.

Der Hippopotamus Fig. V ist amphibisch, das ist: ein Thier, welches sowohl im Wasser, als auf der Erde lebt. Die Gestalt seines Körpers scheinet was vom Pferde, und was vom Ochsen entlehnet zu haben: sein Geschrey aber ist dem Wiehern des Pferdes in etwas ähnlich. Seine Hauptunterschieds Kennzeichen aber sind die am jeden Fuße mit Klauen versehenen vier Zehen, und die vier scharfen, gebognen einfachen Augenzähne. Er ist ungefähr 13 Schuhe lang: der horizontal Durchmesser seines Körpers erstrecket sich auf $4\frac{1}{2}$ Schuhe. Seine dicken Füße sind von der Erde bis an den Bauch $3\frac{1}{2}$ Schuhe hoch. Er hat kleine, lebhafte, durchdringende Augen: schmale Ohren, und einen starken nach Katzen Art ausstehenden Bart. Er ist ein Innwohner der afri-

afrikanischen Flüsse. Seine Jungen, welche auf dem trockenen Lande geworfen, und mit der Muttermilch eine Zeitlang ernähret werden, lehret er bey der geringsten Gefahr, sich ins Wasser zu stürzen; in welchem sie sowohl als ihre Aeltern die Kräften gegen ihre Feinde ungleich besser auszuüben wissen, als auf dem festen Boden, wo sie sich weder so geschwind, noch so behänd bewegen können. Dieses wilde Thier ernähret sich vom Fleische, Fischen und Kräutern. Es ist mithin der Hippopotamus ein Raubthier. Hingegen wird sein zartes, fettes und in etwas nach Wildprät schmeckendes Fleisch von den weißen und schwarzen Afrikanern als kostbare Leckerbissen verzehret, und die beym Vorgebirge der guten Hoffnung wohnenden Portugäsen geniessen ihn auch auf den Fasttägen.

Auf was Weise die Beine dieses Thiers zu Eisenerze geworden, das habe ich in einer neulichen Abhandlung von der Versteinerung zu erweisen getrachtet. Denn der subtile Eisenocker, wenn er durch was immer für einen Zufall aufgelöset ist, kann auf die nämliche Art, wie eine jedwedere andere feine Erde oder Sand, sich in die Zwischenräume des Beins

setzen,

setzen, es durchdringen, und sich endlich mit ihm so vereinigen, daß aus beyden Materien nur ein Körper entstehen muß. An eben diesem Orte habe ich die wahrscheinlichsten Muthmassungen beygebracht, wie dergleichen fremde Thiere haben können aus den entfernsten Flüssen des von Afrika in unser Baierland geführet werden, nämlich durch allgemeine und besondere Fluthen, durch Erd- und Wasserfälle, durch Erdbeben. Es ist auch möglich, daß die unterirdischen Canäle, und deren Würbel allerhand Sachen, auch Thiere an einem Orte eingeschlucket, in fremde Gegenden getragen, und verschlemmet haben. Daß aber diese Canäle heut zu Tage verschlossen sind, und nicht die geringste Spur davon mehr übrig geblieben, das können die Veränderungen, welchen unsere Weltkugel von der Erschaffung bis an unsere Zeiten vielmals unterworfen gewesen, ganz wohl verursachet haben.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot in Baiern.

Sechzehntes Stück.
München den 2 Junii 1769.

Tityrus und Milon.

Ihr Lied war Freude, war Natur
Und Unschuld war ihr Leben nur.

Jacobi.

Hoch stieg die Sonne empor, und der brennende Mittag trocknete die thauigten Fluren. Lechzend warfen jetzt Schnitter die Sichel hin, und setzten sich unter dem Buchbaum rund um den erquickenden Wasserkrug und die ländlichen Speisen her. — Tityrus floh die ermüdende Hitze. Die buchsbäumerne Flöte in der Hand, lagerte er sich in schattichte Gebüsche, neben dem kleinen Wasserfalle. Seine Heerde hieng kauend an der grünenden Seite des Hügels. Frohe Gesänge stimmte er jetzt an, und

S ein

ein dreyfacher Nachhall drang von Zephyrn getragen auf schnellem Füttig den Hayn durch.

Jetzt rauschte was hinter den Hafelstauden vorbey, und Milon kamm näher. — Sey mir willkommen, Milon! sprach Tityrus: Schweiß bedecket dein Angesicht. Fliehst du die schwüle Gegend? Setze dich neben mir her in den Schatten; Hier da mein Krug mit Milch soll dich erquicken.

Milon. Sey mir willkommen, Tityrus! kühlende Schatten trieben mich her, doch noch mehr die Lust, deine liebliche Flöte zu hören. — Aber welch ein schöner irdener Krug, Tityrus! hat ihn dir dein Vater geben? Rund herum seh ich die Geschichte des Thyrsis, des schönen Sängers Thyrsis von jener Trift, wie er mit dem alten Palemon die ferne Stadt besuchte.

Tityrus. Ja, die Geschichte des Thyrsis, wie er die Stadt besuchte, ist auf dem Krug. Der schöne Krug! Palemon schenke mir ihn. Und dir, Milon! lehrte Thyrsis das Lied, das er nach der Ruckkunft gesungen. Schön singt es Thyrsis, aber schöner singst du es noch. Und singst du mirs jetzt wieder, so ist der Krug dein. Aber labe dich erst mit einem erfrischenden Trunke.

Milon trank, und fieng zu singen an, und Tityrus blies auf der Flöte.

Milon. Ruhet jetzt, ihr geschwätzigen Staaren, die ihr unter den Heerden herumschlüpft. Auch ihr, ihr hupfenden Stiere, haltet euer Geblöcke zurück, und ihr kleinen Bäche rieselt still, und Alles ruhe beym sanften Lied.

Wer wohnt dort in der Stadt, der in seiner prächtigen Hütte die Ruhe fühlt, wie der Schäfer auf der Flur? Thyrsis und Palemon sah sie die Stadt, und den Zwang, und das Getümmel, daß alle Straßen beherrscht, wie das Getöse eines Sturmwindes, wenn er im Herbste den Wald durchbraust, und die gelben Blätter umherstreut.

Fliehet ihr Hirten, die Stadt, fliehet den ängstlichen Zwang!

Da wohnt die Tugend nicht, und die Liebe nicht, und die Freundschaft kennt Niemand in der Stadt. Wie gaften sie uns an, und lachten, und wispelten, und verspotteten uns. Verspottet uns nicht, sagte Thyrsis, wir sind Hirten, und glücklicher als ihr. Da lächelte uns ein blühender geputzter Jüngling höhnisch an.

Glaubst du Hirt, wir kennen keine Schäfer, sprach er zum Thyrsis, und nahm uns mit sich, und jetzt riß er uns mit sich fort in eine große Hütte voll rauchender Lampen und Lichter. Hier sind auch Hirten, und Triften, sagte er jetzt, und schwieg.

Fliehet ihr Hirten, die Stadt, fliehet den ängstlichen Zwang!

Schnell flog ein Vorhang hinau, und wir sahen eine gemalte Trift, gemalte Quellen, und Blumen. Hirten und Hirtinnen sangen, und tanzten gezwungen umher. — Laß uns gehn, Palemon! sagte jetzt Thyrsis. Lieber ist mir meine Laube, wenn sie im Winter starrend und leer, und beschneit mich empfängt, als dieser Ort, und lieber ist mir die spröde zänkische Chloe, als diese Hirtinnen da. Auch lieber ist mir das Lied vom alten Amyntas, als dieser kreischende Gesang. Laß uns gehn, Paelmon! laß uns gehn, wir eilen hinweg.

Fliehet ihr Hirten, die Stadt, fliehet den ängstlichen Zwang!

Jetzt eilten wir weg, und eilten hinaus zur Stadt, und liefen schnell die Strassen hindurch. Keinen Baum,

keine

keine Rosenhecke, keine Laube konnten wir sehn, auch keine Mädchen in leichter Tracht. Steif und stolz stiegen sie da auf den spitzigen Steinen her, und bemerkten uns nicht, und in hohen Kästen eingesperret, fuhren glänzende Nymphen vorbey, und den freyen Himmel sahen wir erst wieder auf dem Feld.

Fliehet ihr Hirten die Stadt, fliehet den ängstlichen Zwang!

Auf unsrer Flur, Palemon, auf unsrer Flur sind wir jetzt wieder. Alles lächelt um uns, und Doris kömmt mit dem kleinen Lamme, und hört meinen Gesang.

Zwitschert jetzt wieder, ihr Staaren, scherzet ihr Stiere, und du Quelle zum kleinen Wasserfalle geschaffen rausche stärker herab über den blumichten Hügel. Jede Gegend lächle mir jetzt, denn ich hab ihn gewonnen, ich hab ich gewonnen den schönen Krug. So sang Milon, und Tityrus gab ihm den Krug.

Ein Manuscript von einer Verlassenschaft.

Johann Peter Stockmanns der Gottesgelehrtheit, wie auch beyder Rechte und der Weltweisheit Doctors, der meisten Akademien im Deutschlande Mitgliedes ꝛc. Verzeichniß von etlichen neuen Büchern in allen Gattungen der Wissenschaften. Opus plane aureum.

Es ist dieses Verzeichniß unter andern seinen Handschriften gefunden worden, da er starb, und der Erbe fand es für so wichtig, daß er sich entschloß selbes der gelehrten Welt mitzutheilen. Ob alle diese Bücher jemal wirklich im Drucke gewesen, oder ob sie der selige Stockmann nur in MS. besessen, dieß läßt sich nicht bestimmen; ich habe mich wenigst bey allen bekannten Buchhändlern erkundiget, und keines darvon erfragen können. Werke vom gleichen Nutzen und Innhalte fand ich zwar ziemich viel in alten Bibliotheken; weil aber die Anmerkungen des Herrn Doctor Stockmanns nirgends dabey sind, so lohnet es wohl der Mühe, daß

man

man dem Publico so einen Kern von nützlichen Dingen nicht entziehe. Vieleicht thun sich auch hin und wieder geschickte Köpfe hervor, die den Plan von diesen Vorschlägen vollkommen ausarbeiten.

Franz Schoberts Sammlung der merkwürdigsten Grobheiten, die sich die Thomisten und Recensioristen über die Materie von der Gnade einander gesaget haben. Fol.

Weil der Author nur den Kern von allen Grobheiten liefert, darf man sich nicht wundern, daß er nur einen einzigen Folianten geschrieben. Im ersten Theile handelt er von Disputationen, und redet vom erbaulichen Geschrey S 1. — 55, von gegenseitiger Verachtung bis S 209, von den Beschimpfungen bis S 438. Zum Ende folgt noch ein kleiner Anhang von theologischen Raufhändeln.

Der zweyte Theil handelt von den Grobheiten der Streitschriften. Die bekannteste derselben, nämlich die Verketzerung ist am weitläuftigsten ausgeführet. H. E. zeiget, daß sie es jetzt nicht mehr so gerade hin thun, sondern nachdem sie bewiesen haben, daß ihr Gegner z. E. ein Jansenist, oder halber Pelagianer ist, so

setzen sie bescheiden dazu: Hoc dicimus arguendo, non adserendo. Wenn diese Art zu reden im gemeinen Leben eingeführet wurde, so wurden viele Zankereyen unterbleiben, z. B. ich hätte Jemanden beschimpfet. So sehr ich auch seine Ehre verletzet, ihn wieder zu befriedigen, dörfte ich nur zu ihm sagen: ich habe dich zwar nach allen meinen Kräften geschimpfet, und meine Aussage erwiesen, doch will ich dieses nicht gesaget haben. Hat 254. S. nebst einem Anhang vom Decreto condeterminante der Scotisten, und ihren bündigen Proben.

Probabilismus. Eine historische Abhandlung 4. 65. Seiten.

Esist meistens nur ein kurzer, doch sehr fruchtbarer Auszug aus dem größern wälschen Werke. Christus der HErr, die Apostel, und heiligen Väter haben schon nach dem Probabilismus gehandelt. Dieses erweiset der unbenannte Verfasser sehr gründlich, und der Beweis ist ohngefähr eben so, als wenn Jemand sagen wollte: zu Zeiten der Apostel mag es auch Bier gegeben haben; denn es gab Gersten. Zuletzt fällt er in einen Enthusianus, und hält eine recht väterliche Strafpredigt an die grausamen Rigoristen. Sac-

Sacculus distinctionum in Theologia et Philosophia Scholastica quauis utilium, per quas omnes obiectiones facile elidi possunt.

Der Namen des Authors ist abgerissen, und nur aus dem Zusammenhang muß man schließen, daß er ein Scolastiker ist. Ich will nur zum Besten der Anfänger die Distinctionen selbst der Länge nach hersetzen: Absolute et comparate, modaliter seu respectiue. Absolute hypothetice, abstracte et concrete, actu et potentia. Actu primo et secundo, actu exercito, et signato, adaequate, inadaequate, adhaesiue, inhaesiue, informatiue, denominatiue. Absolute, relatiue, ceteris paribus, collectiue et distributiue, complete, incomplete, complexe, incomplexe, in sensu composito et diuiso, directe, indirecte, diuerso sensu et eodem, essentialiter, accidentaliter, participatiue, extensiue, intensiue, formaliter, materialiter, identice, obiectiue, causaliter, uirtualiter, eminenter, dispositiue, concomitanter, fundamentaliter, radicaliter, entitatiue, transcendentaliter, habitualiter, actualiter, hic et nunc, et absolute, logice, Physice, moraliter, intentionaliter, intrinsece, extrinsece, me-

diate, immediate, naturaliter, ſupernaturaliter neceſſitate conſequentis et conſequentiae per ſe, et per accidens, poſitiue, negatiue, potentia abſoluta, ordinaria, praedicabiliter, praedicamentaliter, primario, ſecundario, inſtrumentaliter. Vtquo, utquod, reduplicatiue, ſpecificatiue, ſecundum ſe, quoad nos, ſimpliciter, ſecundum quid, ſubiectiue, terminatiue, uniuoce, analogice, aequiuoce, abſolute, ut ſic. Der Author hat Recht, wenn er ſaget, daß man alle Einwürfe damit auflöſen kann. Ich darf einem vernünftigen Gegner ein baarmal das formaliter und materialiter an den Hals werfen, ſo wird er ſich alſobald zur Ruhe geben. Jungen Leuten empfiehlt der Author abſonderlich, daß ſie ſich ein Dutzend ſolcher Wörter geläufig machen, ſie werden darvon den augenſcheinlichen Nutzen bald erfahren, welches ich gerne glauben will. Vor allem will er nicht haben, daß ſie einmal etwas Ausführliches antworten, es ſey dann gliederweis unter ein obiectiue und ſubiectiue eingetheilet, und ſollte ſich die Sache gleich zehnmal deutlicher ohne dieſe Vorreiter ſagen laſſen; denn das iſt nicht Herkommens in den Schulen.

Der christlich katholische Herkules mit seiner Keule, daß ist, nachdrucklische Controvers wider unsere Ketzer, in das Feld gestellet von einem Ritter unsers Glaubens.

Der gelehrte Verfasser ist ungemein stark. Er durchgeht unterschiedliche Streitigkeiten mit unsern Ketzern, und deutet ihnen mit seiner Keule auf das wahre Wort GOttes. Durchgehends ist das Buch im weislingerischen Geschmacke geschrieben, hin und wieder kommen auch Unflätereyen vor. Er wünschet aus ganzem Herzen, alle zu bekehren; darum saget er ihnen so vil Unhöfliches.

Von dem nützlichen Unterschiede der Schulen in der Theologie. Eine Abhandlung von Dominico Francisco Modina, Lehrer der Theologie 8. 112. S.

Den Grund dieses Unterschiedes findet der Verfasser darinn, daß die Natur täglich abnimmt, und keine so weisen Köpfe mehr hervorbringt, als es sie vor Zeiten gezeiget. Zu einem Beweise davon hätte er sich selbst anführen können. Dieses voraus gesetzet

fola

folgert er ganz richtig, daß die alten Theologen ganz wohl gethan, da sie über den Peter Lombard nur commentirt haben. Ganze Ordensgemeinden, und andere sind auch nicht genug zu loben, daß jederin seiner Sache, die Niemand wissen kann, dasjenige getreulich nachbethet, was ein gelehrter und frommer Mann aus dem Orden vorgebethet hat. Oder soll etwann der Schluß nicht richtig seyn: das hat der gelehrte Scotsus gesaget, also müssen es alle Minoriten sagen? Gewisse Spötter, die Lust haben über die Gesinnungen des H. Authors zu lachen, nennet er zwar nur Freydenker, erkennet aber dabey das Recht, das er hätte, sie als junge, unerfahrne, hoffärtige Leute zu halten. Er weis sehr wohl, daß man ihm den Einwurf machen könnte: man sey nur in Glaubenssachen an ältere Lehrer gebunden, in Schulstreitigkeiten könnte jeder glauben, was er wollte, weil niemand wußte, wer recht hätte. Das sage ich, weis er sehr wohl, und darum schimpft er auf seine Gegner, und will für diesesmal gar nicht antworten. Ist in Schweinleder gebunden.

Speculum exemplorum, oder hundert nagelneue Exempel zum Besten der Prediger. 8. 169.

Hat

Hat 156. Seiten, und es müßte sehr arg seyn, wenn ein Prediger nicht manche trostreiche Geschichte daraus ziehen, und seine Zuhörer eine Viertelstunde länger damit plagen könnte. Auf die Gewißheit hat man sich gleichfalls zu verlassen, der Herausgeber hat sie mit vielem Fleiße aus dem Cäsarius von Heisterbach, und andern gottseligen Legenden gesammelt.

Abhandlung vom Ursprunge des Biers. Von J. A. S. 8. 2769.

Die Ersten, die sich aus Gersten ein Getränk gekochet hatten, waren nach dieser Schrift die Aegyptier. Herodotus hat ihm zweyten Buche 77. K. eine Stelle, worinn er es deutlich saget: Οἶνῳ δὲ ἐκ κριθέων πεποιημένῳ διαχρέονται. Sie sind also die Erfinder des Bieres. Dabey könnte es der Author nun bewenden lassen; denn seinen Zweck hatte er schon erreichet. Aber er hatte sich vorgenommen eine historische Abhandlung zu schreiben, und darum handelt er bey dieser Gelegenheit auch von den Gebräuchen der Aegyptier, und sogar von der Geschichte dieses Landes, er bringt die Dynastien in eine bessere Ordnung, berühret die Fehler des Josephs, und unter den neuern des Petavius, Uschers, Neutons, und anderer. Die Aethyopier als

Nach-

Nachbaren der Aegyptier kommen nothwendig auch mit ins Spiel. Ich darf mehr nicht sagen, als daß er eine historische Abhandlung nach der Mode geschrieben.

Vergnügen in den langen Winterabenden, oder Sammlung der angenehmsten Romane aus der französischen, englischen, spanischen, und arabischen Sprache übersetzet 8. 6. Theile.

Der Endzweck des Authors, wie aller Romanenschreiber ist pur allein, die Tugend drucken, und endlich siegen zu lassen, und hierdurch den Lesern, und Leserinnen dieselbe auf einer gefälligen Seite zu zeigen. Sie predigen also die Tugend, und das unter unnatürlichen Abentheuren, und verwirrten Liebeshändeln, die der Tugend ohnehin so gefährlich sind. Sie lehren das Lieben, damit man tugendhaft werde. In dieser Absicht thun unsre hungrigen Uebersetzer sehr wohl, daß sie ja keinen Bogen unübersetzet lassen, denn ein müßiger Franzose seinen müßigen Französinnen zu gefallen geschrieben. Man möchte sonst glauben, wir Deutsche hätten gar keinen Geschmack zu Tändeleyen, welches doch gewiß nicht wahr ist.

Stock Peters Dissertation, oder Abhandlung über die Himmelringschüsselein, und Donnersteine. 4. 16. S. H St.

Der Author hat unlängst das Glück gehabt, ein guldenes Schüsselein zu finden, und zwar gleich, nachdem er einen Regenbogen ober der Gegend gesehen, auf welcher es gelegen, hatte. Hieraus zieht er den richtigen Schluß, daß es aus den Wolken müsse gefallen seyn. In der Höhlung war ein Kopf eines Mannes gebildet mit einer Umschrift, wovon mehr nicht kenntlich war, als die Buchstaben: A. N. T. Was war nun natürlicher, als daß er daraus erkennte, daß der Antichrist nicht mehr ferne seyn könnte.

Von den Donnersteinen behauptet er, daß sie eine gewisse Verborgene Kraft haben, die sie aus den Wetterwolken an sich gezogen, die Leute niederzuschlagen, wenn man sie in einem Ringe an dem mittlern Finger der rechten Hand trägt. Er hat dieses von einem starken Tyrolerbauern gehöret, der schon oft die Probe davon gemachet. Es wäre zu wünschen, daß sich dieser große Philosoph an mehrere einzelne Stücke der Naturlehre

lehre machte, zum Beyspiel an den Einfluß des Mondes in die Kräuter, in das Purgieren, Aderlassen ꝛc. hauptsächlich wollte ich ihn gebethen haben, über den heurigen Durchgang der Venus durch die Sonne seine Wahrsagungen zu machen. Es ist um die liebe Nachwelt zu thun, sie könnte sich etwann vor Schaden hüten.

So weit laufet das Manuscript des seligen Stockmanns. Vielleicht findet sich der Rest darvon bey den übrigen Habschaften.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

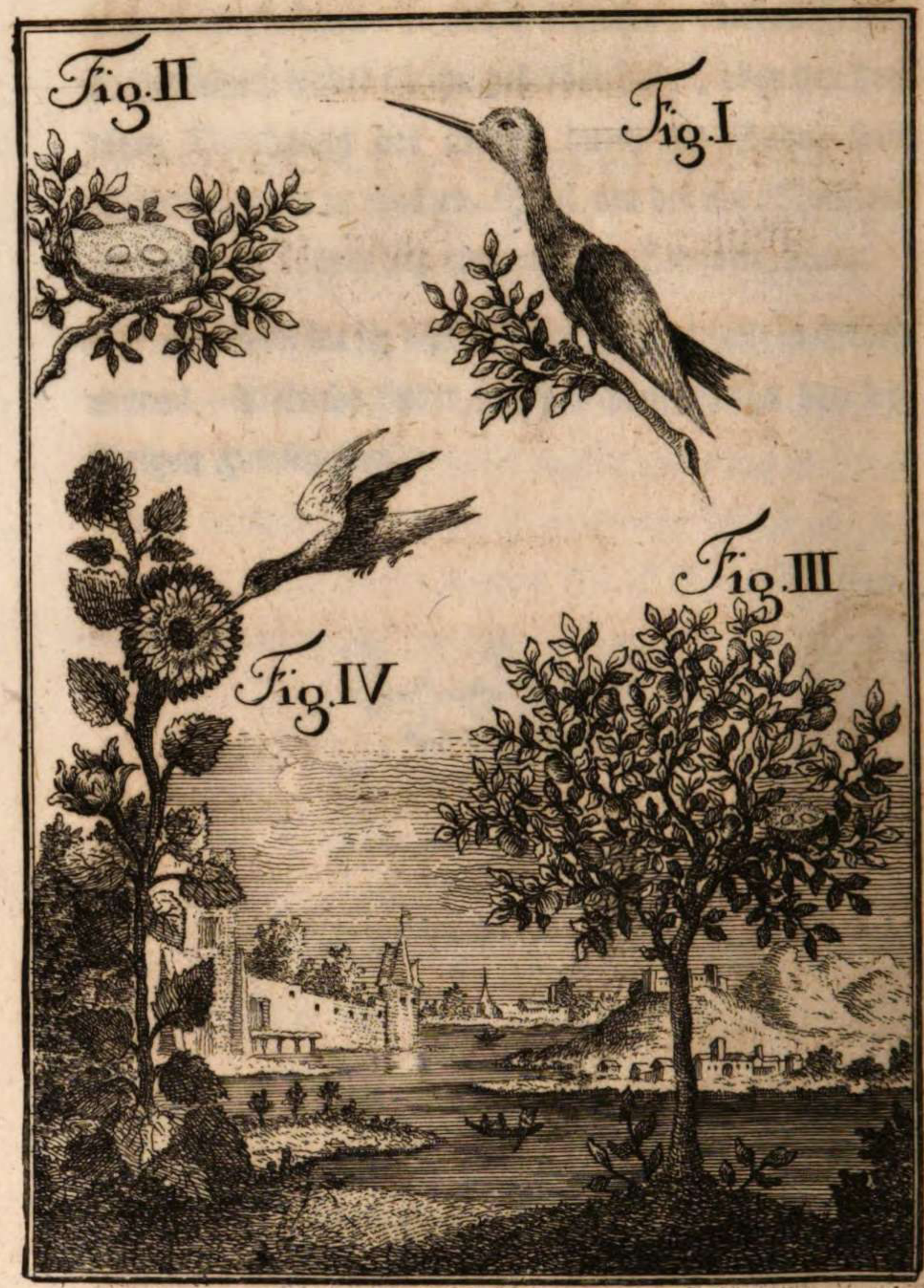


Fig. II
Fig. I
Fig. III
Fig. IV

Der
Patriot in Baiern.

Siebenzehntes Stück.
München den 9 Junii 1769.

Der Colibrit.

Das alte Sprüchwort, was rar ist, das wird hochgeschätzet, behält auch in der Naturkunde seinen Werth. Die verwunderungswürdigsten Hervorbringungen der Natur, wenn sie täglich vor unsern Augen schweben, werden vernachläßiget: höchstens werden sie nur obenhin, und gleichsam im Vorbeygehen betrachtet. Kömmt uns aber eine Seltenheit, welche wir noch nicht gesehen haben, zum Gesichte: so können wir uns damit stundenweise mit Vergnügen aufhalten; ja wir können uns öfters daran, so zu sagen, nicht ersättigen. Am allermeisten nehmen das menschliche Gemüth die Seltenheiten

fremder und entfernter Länder ein. Wie ergötzet sich nicht zum Exempel ein Ober-Deutscher mit einem Gewächse, welches man ihm aus dem Ostmeere zugeführet hat? Ist solches die Geburt eines anderen Welttheils, hat man es aus Afrika oder Amerika geholet: so ist es ihn in die größte Verwunderung zu setzen im Stande. Legt man ihm aber eine Sache vor, welche seine Donau hervorgebracht hat, und welche das fremde Wesen an Schönheit und Pracht weit übertrift: so würdiget er sich kaum solche recht anzusehen. Woher diese Gleichgültigkeit? Daher; die Sache ist ihm nicht rar: er war von Jugend auf sie zu sehen gewohnet.

Daß diese Neu- und Raritätbegierde dem Menschen von der Natur eingepräget sey, das erweiset die Erfahrung aller Zeiten und aller Orte. Unsere Vorältern gasten mit der nämlichen Herzensfreude auf Seltenheiten, welche wir heut zu Tage bey dergleichen Gelegenheiten äußeren. Der Amerikaner wird von einem europäischen, in sich selbst oft geringen Dinge eben so sehr bezaubert, als der Europäer nach den amerikanischen Hervorbringungen mit Verlangen tappet.

Die Weltweisen aller Zeiten haben keine Falte des menschlichen Herzens undurchsucht gelassen, um die wahre und physikalische Ursache dieser unserer Sehnsucht nach Seltenheiten zu erforschen. Ihre Mühe aber ist bisher vergebens gewesen, und wird gewiß fruchtlos bleiben, bis die Philosophen das eigentliche Bestandwesen der menschlichen Seele werden eingesehen haben, das ist, in diesem Leben gewiß niemals.

Dem ungeachtet sieht ein Denkender gar wohl ein, daß eine so heftige und so allgemeine Leidenschaft den Menschenkindern von dem allweisen Schöpfer nicht ohne hinlängliche und ihnen ersprießliche Absichten mitgetheilt worden. Mich deucht es, daß GOtt den Sterblichen keine leichtere und zugleich keine sicherere natürliche Probe von der Unsterblichkeit der Seele hätte beybringen können, als eben die Begierde nach Neuigkeiten, oder was eins ist, nach Raritäten. Denn ohne vieles Nachsinnen empfindet ein jeder in seinem eignen Herzen, daß er unaufhörlich was neues, was rares zu sehen, zu betrachten, zu besitzen sucht: folglich daß seine Seele unmöglich durch das Zeitliche, oder durch das Irrdische sich befriedigen läßt, mithin daß sie auf was weiters, das ist, auf was ewiges trachten muß.

Ohne uns in eine so schwere, und unserem Verstande in diesem Leben verborgene Untersuchung zu tief einzulassen, scheinet dieses uns angebohrne Verlangen das Gemüth beständig mit neuen Seltenheiten zu beschäftigen, darum von der gütigen Natur eingeflößet zu seyn, damit unter dem ganzen und weit auseinander verbreiteten menschlichen Geschlechte eine enge Verbindung entstehen möge, durch welche die Einwohner einer Gegend unserer Weltkugel aufgemunteret werden, weder Mühe noch Kosten zu sparen, um die Hervorbringungen der übrigen Gegenden an sich zu bringen, und ihren Nutzen und Vergnügen daraus zu schöpfen. Dadurch wird ein beständiger Wechsel unter den Völkern mit allerseitigem Vortheile aufgerichtet; und der Handel und Wandel zur größten Aufnahme der Staaten in Flor gesetzet.

Ob diese Raritätbegierde auch zur Beförderung der gründlichen Wissenschaften bis hieher vieles beygetragen habe, oder inskünftig beytragen werde, oder nicht, das ist so leicht nicht zu unterscheiden. Vieleicht ist sie Ursache, daß man sich zu viel mit Kleinigkeiten und fremden Sachen aufgehalten hat: da man zu

wichtigeren und den eignen sowohl als den allgemeinen Nutzen mehr beytragenden Gegenständen hätte die Zeit und Arbeit anwenden sollen. Alles Uebermaaß ist ohne Zweifel auch in den besten Beschäftigungen allezeit fehlerhaft. So lang man aber in den Schranken der Bescheidenheit bleibet: so scheinet mir die Neigung zu den Seltenheiten der Beförderung der Wissenschaften, besonders der Naturlehre sehr ersprießlich, ja fast unumgänglich nothwendig zu seyn. Wie viel falsche und sich widersprechende Sätze trift man nicht bey vielen Schriftstellern aus keiner andern Ursache an, als weil diese Naturforscher die Erscheinungen des Thier-Pflanzen- und Mineralreiches eher fest zu setzen sich unterwunden haben, als sie eine genugsame Kenntniß der Hervorbringungen dieser Reiche in andern Welttheilen erlanget haben? Sieht man nicht, daß sie daher ihre vor der Zeit zusammen geschmiedeten Systeme täglich zu verändern gezwungen sind?

Sey es, daß einige Naturaliensammler in dergleichen Untersuchungen Ausschweifungen zu machen scheinen. Sie bemühen sich für uns; sie machen unsere Arbeit leicht: und darum sind wir ihnen allerdings

Nachdem ich diese kleine Erinnerung voraus gesetzet habe: so hoffe ich, daß meine Leser nicht böse auf mich seyn werden: wenn ich ihnen heut zwar mit einer Kleinigkeit, doch aber mit einer seltenen Kleinigkeit, nämlich mit der Beschreibung des Colibrit-Vogels aufwarte.

Dieses Wunder des Federvolkes ist ein Einwohner von Amerika und Ostindien. Seine Seltenheit besteht hauptsächlich in drey Stücken nämlich in der Schönheit, in der Lebensart, und in der Kleinheit des Körpers.

Es giebt verschiedene Gattungen von Colibriten, welche an der Farbe und an der Gestalt nicht wenig voneinander unterschieden sind. Sie kommen aber alle in dem überein, daß sie mit den prächtigsten und lebhaftesten Farben gezieret sind, und daß sie an Kleinheit alle uns noch bekannten Vögel weit übertreffen. Einige davon ahmen mit ihren vielfältigen Farben den Edelsteinen so gut nach, daß das amerikanische Frauenzimmer die ausgetrockneten Colibriten, wie unsere Damen die Diamanten, an ihre Ohren als ein kostbares Schmuck anhangen. Man verfertiget aus

ihren Federn die schönsten Tapeten, und die Indianer wissen sie so artig zusammen zu setzen, daß sie hübsche und ziemlich natürliche Figuren daraus vorstellen können.

Der Schnabel ist ein Haupt-Unterschiedszeichen von den verschiedenen Arten der Colibriten: einige davon sind mit geraden, andere mit krummen Schnäbeln versehen. Eine einzige Art, welche wegen der besondern Kleinigkeit des Körpers der Fliegevogel genannt wird, hat einen sehr kurzen Schnabel. Die Uebrigen sind in Verhältniß ihrer Größe mit langen Schnäbeln bewaffnet, welche diesen Thierchen treffliche Dienste wider ihre Feinde leisten; ob sie schon kaum so dicke sind als eine gemeine Nähenadel. Der Colibrit hat kleine, schwarze, durchdringende Augen. Seine Flügel sind schwank und lang: mit diesen schiesset er so geschwind durch die Luft, daß man ihn mehrentheils eher zu hören als zu sehen bekömmt. Dieses geschieht, weil er im wirklichen Fliegen eine Art vom Brummen erwecket. Man heißt ihn auch deßwegen den Brummer. Er kann sich lang ohne auszuruhen, oder sich aufzusetzen in der Luft erhalten. Ja

zuweilen rühret er seine Flügel so leise, und so langsam, daß er eine geraume Zeit in der Luft zu ruhen, und gleichsam ohne Bewegung zu seyn scheinet.

Die ordentliche Nahrung dieser Vögelchen sollen die Säfte und der Thau der Blumen seyn, welche sie mit ihren langen spitzigen Zungen an sich zu ziehen wissen. Zu dem Ende flattern sie nach Art der Zwifalten beständig um die Blüthe der Bäume, und Blumen der Kräuter herum. Wenigstens hat man noch keine andere Speise entdecket, mit welcher sie sich erhalten. Man will behaupten, daß sie in Landschaften, in welchen die Blumen nicht beständig blühen, so lang in einer Art von Betäubung und Unempfindlichkeit liegen, bis die Blumen von neuem hervorkommen. Allein die meisten Oerter, in welchen man Colibriten findet, sind mit einer beständigen Blumenflor beglücket; wegen dieser besondern Lebensumstande haben sie den Namen der Blumen- oder Hönigsauger bekommen. Fig. IV. Darüber muß man sich nicht verwundern, daß diesen seltsamen Creaturen so verschiedene Benennungen sind beygelegt worden. Den Europäern, welche sie uns beschrieben haben, war der ächte Landesname unbe-

kannt. Mithin stund es einem jeden frey ihnen nach Gefallen einen willkührlichen oder einen aus ihren Eigenschaften hergeholten Zunamen beyzulegen.

Die Colibriten bauen ihre kleinen Nestchen auf eine überaus niedliche Art mehrentheils auf den Orangenbäumen, und überziehen sie mit einer Gattung von subtiler Baumwolle, oder von sehr feiner Seide mit der größten Sauberkeit und Kunst Fig. II. III. Das Weibchen leget niemal mehr als zwey Eyer auf eine Brut. Diese Eyer haben eine milchweiße Farbe, und sind mit braunen Flecken besprenget. Sie gleichen in der Größe den gemeinen kleinen Erbsen Fig. II. Sie werden von dem Männchen sowohl als von dem Weibchen wechselweise ausgehecket. Die Jungen, welche kaum so groß sind als eine gemeine Flüge, sind Anfangs ganz nackend, nach und nach werden sie mit subtilen gelblichten Flaumenfedern bedecket: endlich erhalten sie ungefähr nach 14 Tagen ihren förmlichen Ausputz.

So werden uns die Colibriten von den Naturkündigern geschildert. In ihrem Vaterlande müssen sie freylich ungleich prächtiger in die Augen fallen; da sie

noch beym Leben sind, oder auch gleich nach dem Tode, da sie alle ihre Säfte beysammen haben, als sie uns vorkommen können, da sie nothwendiger Weise schon vor einer geraumen Zeit das Leben eingebüsset haben, und nicht anders als ausgetrocknet, oder im Weingeiste verwahret nach Europa gebracht werden: wodurch ein beträchtlicher Theil ihrer natürlichen Schönheit verloren gegangen ist. Dem ungeachtet behalten sie auch in diesem zum Theile verdorbenen Stande eine so herrliche Pracht der Farbe, daß man sie nicht anders als mit Wollust und Vergnügen ansehen kann. Man darf nur die Augen auf einen der Colibriten werfen, welche bey der Churfürstl. Akademie der Wissenschaften in gläsernen Behältnissen, damit sie das Ungeziefer nicht so leicht verderbe, sorgfältig verwahret werden.

Ob zwar dieser Vogel Fig. I. von der größern Gattung der Colibriten ist: so ist er doch noch einmal so klein, als unser Zaunkönigl, der fast für den kleinsten Vogel unter den europäischen gehalten wird. Sein ganzer Körper wieget nicht mehr als $\frac{1}{16}$ eines Loths. Es ist aber nicht zu vergessen, daß er ausgetrocknet ist. Im Leben mag er wohl noch einmal so schwer gewesen

seyn: denn soviel pflegen das frische Blut, und die übrigen Säfte bey dem Gewichte der Vögel auszutragen. Von der Brust bis an den Schweif hat er kaum ½ Zoll oder 6 französische Linien. Sein grösster Durchmesser hält nur 4 Linien. Sein Schweif ist zweymal so lang als der Leib, indem er sich auf 12 Linien erstrecket. Er hat einen den übrigen Theilen des Körpers sehr proportionirten runden Kopf; der Hals aber ist lang und dick: er hält 6 Linien in der Länge und 3 in der Dicke. Der Schnabel ist von einer kohlschwarzen Farbe, schmal und ganz zugespitzet. Er hat 7 Linien in der Länge und kaum eine in der Dicke. Er ist mit langen, und in Verhältniß seiner übrigen Theile sich wohl auseinander breitenden schwarzbraunen, mit grün vermischten Flügeln versehen. Welche sich schier bis an die Spitze des Schweifes ausstrecken. Der Schweif selbst ist von einer glänzenden Schwärze, doch fällt er in das Grüne. Die ganze Oberfläche der übrigen Federn ist von einer gelb-grünen sehr lebhaften Farbe: fast als wenn man einen vergoldeten Boden mit einer grünen Farbe so dünn überzieht, daß der Glanz des Goldes deutlich durchschlägt. Der Hals und die Brust übertreffen die andern Stücke des Vogels an Schönheit um

ein

ein merkliches. Dieser, so zu sagen gold-grüne Glanz der Federn verändert sich nach Beschaffenheit des darauf fallenden Lichts in verschiedene andere Farben. In einem gewissen Sehepunct stellet er dem Auge die an den Hälsen der Tauben und an den Flügeln der wilden Aenten vielfältige Farbe vor. Bey einer andern Wendung der Lichtstralen wirft er ein überaus schönes Blau ab. Eine neue Bewegung des Lichts giebet mir eine prächtige graue Farbe. Und eine vierte Stellung zeiget eine angenehme Purpurfarbe. Bey allen diesen Licht- und Farbeveränderungen wird das Aug überaus dadurch erquicket, daß der schöne gelbe Glanz des Goldes überall hervorleuchtet, und auf eine gewisse Art sich mit den übrigen Farben vereinbaret. Die ausgetrocknete sehr lange und schmale Zunge unsers Colibrits ist von einer weißbraunen Farbe, und scheint einem abgeschnittenen Stückchen von einer Geigenseite nicht unähnlich. Pernetus in seiner historischen Reisbeschreibung behauptet, daß die Zunge der Colibriten roth, und dergestalt gespalten sey, daß sie zween nebeneinander liegende Seidenfaden vorstellet. Diese Gestalt der Zunge kömmt mit der Natur und den Bedürfnissen des Vogels ganz wohl übereins. Denn weil

er

er seine Nahrung mehrestentheils aus den Säften der Blumen, wie wir gemeldet, sammeln muß: so ist eine gespaltene Zunge ein geschicktes Werkzeug diese Säfte aufzufassen, und solche so lang bey sich zu halten, bis er sie hinunter schlucken kann. Daß aber die Spaltung in der Zunge unsers Colibrits nicht so leicht wahrzunehmen ist, mag wohl die Ursache seyn, weil beyde Theile durch das Austrocknen so stark aneinander kleben, daß man ihre Zusammensügung zu unterscheiden nicht mehr im Stande ist. Durch eben diese Austrocknung hat sich auch vieleicht die natürliche rothe Farbe der Zunge verloren, welche, wie bey anderen Vögeln, aus dem darinn noch laufenden Blute und andern flüßigen Materien entsteht. Der Vogel hat kurze schwarze Füßchen, welche im Ansehen ihrer Größe mit ziemlich langen und starken Klauen versehen sind.

So sieht der amerikanische Colibrit aus. So prächtig, so reitzend, und bewunderungswürdig er uns in die Augen fällt: so können wir ihm doch unsern europäischen Eisvogel an die Seite setzen. Ja der letzte scheint in allem, die Kleinheit des Körpers ausgenommen, den Vorzug zu verdienen. Denn die Ver-

schie-

schiedenheit der Farben ist bey dem Eisvogel nicht nur ungleich mehr vervielfältiget, sondern sie spielt mit einem eben so lebhaften, wo nicht größern Glanze als bey dem Colibrit. Was könnte wohl dem Auge angenehmers vorgestellet werden, als die überaus schöne lichtblaue Farbe, welche den ganzen Rücken des Eisvogels auf eine fast verblendende Art ausschmücket? Sein schwarz-grüner mit blauen Flecken vermischter Kopf schimmert von weiten. Seine Brust, welche mit rothen und gegen die Spitze in das Grüne fallenden Federn pranget, giebt dem ganzen Vogel ein herrliches Ansehen. Der kurze dunkelblaue Schweif, und die ziemlich lange blaugrüne Flügel spielen, wenn der Vogel im Fluge ist, so reitzend, daß das Gemüth gänzlich davon eingenommen wird.

Allein der Eisvogel ist ein einheimisches Thier, er ist so rar nicht, daß man ihn nicht öfters zu Gesichte bekömmt. Und eben darum wird er nicht viel geachtet. Der Colibrit aber ist fremd, man sieht ihn nur in den Cabineten der Naritätensammler. Ursache genug, daß seine Schönheit bewundert wird. Es bleibt also richtig: nicht der wahre Werth, nicht die eigent-

liche

liche physikalische Schönheit einer Sache ist der Grund unserer Bewunderung und Hochachtung, sondern, was rar ist, das wird hochgeschätzet.

Die gute Frau, nach Herrn Gellert.

Frommer Männer größte Schmerzen,
Folterbänke treuer Herzen,
Böse Weiber hört mich an!
Spiegelt euch an der Lucinde,
Ausser der ich keine finde,
Die man edler bilden kann.
Mag ihr Mann auch immer zanken,
Poltern, fluchen, ihr nie danken,
Wenn sie ihn freundschaftlich grüßt;
Dennoch kann sie immer schweigen,
Und sich ihm gefällig zeigen;
Sagt, ob eine besser ist?

Doch

Doch ich hör schon ganze Reyhen
Jung und alter Weiber schreyen,
Nein, o nein, das glaub ich nicht.
Bav ihr Mann — Wie, darf ichs sagen?
Hat sie krumm und lahm geschlagen.
Sonst wär Alles ein Gedicht.

Der Wolf und der Löw.

Ich führe doch einen Hundesnamen sagte Wolf Hilax zu dem Löwen.

Was nützt dir der Namen, antwortete der Löw, wenn du doch in der That nichts anders als ein Wolf bist.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot in Baiern.

Achtzehntes Stück.
München den 16 Junii 1769.

Von dem falschen Geschmacke in den Belustigungen.

Ego enim nego, quemquam posse iucunde uiuere, nisi simul et honeste uiuat.

Seneca.

Daß der Mensch nach der Arbeit, und nach beschwerlichen Geschäften ruhen, und sich erholen müsse, bedarf keines Beweises mehr. Es kömmt nur darauf an, wie die Art einer solchen Erholung, die Art einer anständigen Belustigung be-

schaffen seyn soll. Da ist es nun freylich sehr schwer etwas zu entscheiden, weil jeder Mensch für sich einen eignen und von allen andern unterschiedenen Geschmack hat, und sich folglich dieser so, jener anders zu ermuntern pfleget.

Wenn wir je noch etwas zuverläßiges bestimmen können, so müssen wir die gewöhnlichsten Arten der Unterhaltungen durchgehen, und selbe prüfen.

Es giebt Leute, deren ganzes Leben eine Gemüthsergötzung heißen könnte, die von einer Belustigung zu der andern forttaumeln ohne eine recht zu empfinden. Und es giebt Leute, bey denen es ein ordentliches Berufsgeschäfte ist, nach einer vollendeten Lustbarkeit gleich wieder Anstalt zu einer andern zu machen, und alle nur mögliche Sorge zu tragen, daß die einmal angenommene Ordnung nach gewissen Regeln befolget, und von Niemanden beleidiget werde.

Zur ersten Classe dieser Menschen zähle ich hauptsächlich diejenigen süßen schöngeputzten Müssiggeher, die sich mit ihrem großen philosophischen Satze prüsten:

Ein

ein junger Herr sey allein für das Frauenzimmer, und für seine Ergötzung geschaffen. Eine hübsche Frisure zu tragen, neue Moden zu erfinden, und das Frauenzimmer mit Kindereyen so zu unterhalten, daß es so närrisch wird, als sie selbst sind; dieses ist die gewöhnliche Arbeit, die gewöhnliche Tagesordnung aller Petit maitres, und diese Lebensart verlassen sie selten vor ihrem vierzigsten Jahre.

Die zweyte Classe machet das Frauenzimmer vorzüglich aus; und eine Wohlgebohrne Frau hat für ihre Hauswirthschaft genug gesorget, wenn sie ein richtiges Tagebuch gehalten, und daraus immer gewußt, wer heute, wer morgen Besuch geben oder nehmen soll; wo nach der Ordnung das Spiel ist, ob die Karten neu, die L'hombretische zu rechte gesetzet, und die Spielparthien geziemend ausgetheilet sind.

Ich weis nicht, ob der seit einiger Zeit in ganz Deutschland ziemlich fühlbare Mangel, nebst dem Kleiderprachte, nicht auch von dieser schönen Oekonomie herrühre, die heut zu Tage so sehr zur Mode geworden. Ein volles Jahr durch können gewisse Familien

mit Bällen, Maskeraden, Spielen, Jagen, und Tafelhalten zubringen, und diejenigen, die ihrem Stande und Range gemäß ein Gleiches thun sollen, dabey aber von geringen Mitteln sind, wenden ihr Aeußerstes an, das Ceremoniel mitzumachen, um nicht für arm oder unartig gehalten zu werden. Aber dieses ist eine augenscheinliche Verderbniß des Hausstandes, die sich mit der Zeit über einen ganzen Staat verbreiten kann.

Die erste Ursache dieses Uebels kömmt schon von der Erziehung. Leute Vom Ansehen prägen es frühzeitig genug ihren Kindern ein, daß sie sich niemal anders, als standmäßig aufführen, das heißt, nicht viel arbeiten, sich hübsch kleiden, eine vornehme Miene zeigen, Gastereyen anstellen, und endlich standsmäßige Schulden machen sollen. Das Wort, Standsmäßig, ist bey beyden Geschlechtern, bey allen hohen und geringen Ständen die vornehmste Quelle der übeln Haushaltung. Eine Marquisinn aus Frankreich, und eine Kaufmannsfrau aus Hamburg finden sich beyde berechtigt nichts zu thun, das Bette spät zu verlassen, drey Stunden vor dem Spiegel zu sitzen, Besuch anzunehmen, Abends ein Spiel zu machen, und sich erst

nach Mitternacht wieder zu Bette zu legen. Gemeine Bürger, die doch noch arbeiten, gehen alle Tage richtig zur Schenke, und verspielen, oder vertrinken den Gewinn desselben Tages, oder wohl gar der ganzen Woche; denn ihre Aeltern haben es eben so gemacht, die andern Bürger machen es auch so. Man will nicht der schlechteste seyn.

Die zweyte Ursache dieses Uebels ist diese: Die wenigsten Menschen kennen ein wahres Vergnügen; denn sie haben es nie gelernet außer allem Zwang zu leben, und sich zu ermuntern. Bücher läßt man Gelehrten über, und ein artiger junger Herr weis einem Vernünftigen nichts ärgers zu wünschen, als die verdammte Pedanterey des Bücherlesens. An den schönen Künsten haben auch nicht alle gleichen Geschmack. Malereyen sind kostbar, und die Musik — — Ja ein paar Menueten, dazu unsere Seiadonchen herumspringen können, lassen ganz schön, aber ein langweiliges Concert, das erweckt die Melancholie. Und unsere schönen Geister, und zärtlichen Fräuleins sind es zufrieden, wenn sie ein paar Arien aus der Oper elend nachtrillern können. Beständig in der Komödie sitzen, zumal,

wenn sie deutsch ist, und sich kein Hañswurst oder Arlequin zeigt, das ist erbärmlich. Was thut man also? man trinkt, man tanzt und lacht, und gähnt, und machet ein ewiges Gepränge. Zuweilen beurtheilet man das Wetter, bewundert neue Spitzen, und Bänder, oder man vertreibt sich die Zeit mit Geschichten auf Kosten der Ehre seines Nächsten.

Der gemeine Mann, der weder die Künste und Wissenschaften kennt, noch das steife Ceremoniel der Vornehmen nachzumachen weis, findet seine Unterhaltung allein in Trunkenheit, und Schwärmerey. Er berauscht sich fast täglich, schwächt seine Gesundheit, stürzt sich und die Seinigen in die Armuth, und hat oft sehr lange zu thun, diejenigen gerichtlichen Klagen zu stillen, die ihm ein einziger Rausch verursachet hat.

Und das ist das Bild der Belustigungen nach der Mode. Wir wollen sehen, ob wir keine Unterhaltungen ausfindig machen können, die jedem Stande anständig seyn würden. — — Man bedauert es seit langer Zeit, daß vorzüglich das Frauenzimmer vom Stande sogar eine eitle Lebensart hat, und sich zu

Nichts,

Nichts, als zu Moden und Kleinigkeiten gebohren zu seyn glaubt. Man kann es leicht begreifen, was ein gesetzter ernster Mann bey seiner Frau für Langeweile fühlt, wenn er mit ihr ewig von Nichts, als den Hauben ihrer Nachbarinn, von dem prächtigen Ohrgehänge ihrer Muhme, und von dem lächerlichen Stolze dieser oder jener Fräulein schwätzen soll. Von wirthschaftlichen Dingen, von einem schönen und vernünftig geschriebenen Roman hört er sie sehr selten sprechen. Die Arbeit macht grobe Hände, und das Lesen blöde Augen: dieses weis alles vornehme Frauenzimmer, und alle Stutzer, und in Kleinigkeiten geschäftigen Müßiggeher wissen es auch.

Allein sie kennen in der That das edle Vergnügen nicht, das man, wenn man vernünftig ist, bey einem Spatziergange, bey einer schönen Musik, bey einem klugen Gespräche, und bey Lesung eines angenehmen Buchs fühlen muß. Lärm und Getümmel, und Pracht bringet Eckel und Armuth, und das Spielen erweckt nebenbey noch Verdruß, Haß, Zorn und Händel. Alle dritte Tage in die Komödie gehen, einen kleinen Garten anlegen, etlich zwanzig schöne Bücher kaufen macht

bey weitem nicht so viele Unkösten, als wenn ein leichtsinniger Mensch mit Spielen, Schmausen, und wer weis mit was noch, in einem Monathe oft ein paar hundert Thaler durchjagt, und darnach nichts hat, als tausend innerliche Vorwürfe, Schulden und einen kranken Körper.

Durch Beyspiele läßt sich die Wahrheit immer am besten beweisen. Ich will ein paar wirkliche Charaktere schildern, und nur die Nämen dieser vernünftigen Leute verschweigen, nach deren Muster ich alle meine Mitbürger gebildet sehen möchte.

Ein Cavalier auf dem Lande, den ich die Ehre habe zu kennen, weis sich sehr schön von den Sitten des großen Haufens zu unterscheiden. Er hat alles, was er zu seiner Bequemlichkeit verlangen kann; er hat aber auch wichtige Geschäfte, die ihm nur selten erlauben, an eine Belustigung zu denken. Wenn er den ganzen Tag am Schreibtische, oder bey seinen Büchern zugebracht hat, so macht er Abends einen kleinen Spatziergang, raucht eine Pfeife Toback, und genießt die freye Luft in seinem Garten. Das erstemal, als er mir die

Freyheit gab zu ihm zu reisen, traf ich ihn bey seinen Gartenbeeten an, wo er Spargeln setzte. Ich verwunderte mich, und fragte ihn gleich darauf beym Nachtmahle, wie er nach der Beschwerlichkeit seiner Berufsgeschäfte doch gleich wieder in dem Garten arbeiten möchte? Mein Herr! sagte er, diese Arbeit ist mir besser, und angenehmer, als die herrlichste Lustbarkeit einer Redoute. Ich habe dabey eine Bewegung, die mir nach langem Sitzen nöthig ist. Ich bekomme Appetit zum Nachtmahle, und überhaupt habe ich die größte Freude, wenn ich hernach eine Frucht, die meine Hände gepflanzet haben, genießen kann. Nach dem Nachtmahle, fuhr er fort, bin ich es immer gewohnt gewesen, eine Pfeife zu rauchen, und wenn mir der Regen, oder die Kälte das Spatzieren verwehret, so setzen wir, ich, mein Sohn, und meine Frau uns zusammen, und spielen, und trinken ein paar Gläser Wein, oder wenn uns das Spielen nicht gefällt, so holt mein Sohn seinen Rabener, und liest uns die schönsten Stellen vor. Ist das Wetter gut, so besuchen wir einen mir sehr lieben Freund, der nicht viel über eine Viertelstunde weit von hier wohnt, und überfallen ihn ganz von ohngefähr, so wie er es uns sehr

oft schon gemacht hat. Noch niemal, so lange ich hier bin, habe ich lange Weile gefühlt, und mir keine Minute die Lustbarkeiten der Stadt und des Hofs gewünscht.

So redete dieser rechtschaffene Cavalier, und, ob er gleich auf dem Lande wohnt, so ist er doch nichts weniger, als unartig, finster, und melancholisch. Aber er ist auch kein Lärmer, und Modegeist, wie man es in der Stadt ist. Seine Frau hält sich nicht für zu vornehm die Küche zu besorgen, und etwa eine Speise, die ihr Ehegemahl sehr gerne ißt, selbst zu bereiten, um ihm eine Freude zu machen. Sie schläft gewiß bey einem vernünftigen Gespräche oder beym Rabener nicht ein, sondern liest selbst witzige Bücher, und schreibt zwar nicht männlich, aber gleichwohl leicht und mit Verstande, davon ich eine Probe in einem sehr schönen Briefe aufweisen kann.

Ein gewisser Bürger nicht weit von meinem Hause war stäts das Ziel meiner Bewunderung. Er treibt ein beschwerliches Handwerk, und nichts desto weniger kann ich mich nicht erinnern, ihn jemal berauscht in dem Gasthofe gesehen zu haben. Ich kam nicht unlängst

zu ihm, eine Arbeit zu bestellen, und er war so höflich und zeigte mir sein ganzes Haus. — Wie erstaunte ich nicht, als ich in einem netten Zimmer ein paar hundert Bücher in einem Glasschranke verwahrt antraf? Ich stund stille, sah ihn an; lieber Nachbar, sagte ich, was thut er mit den Büchern? Das ist mein Zeitvertreib alle Sonntage, antwortete er lächelnd; die meisten von diesen Büchern sind oekonomischen, oder cameralischen Innhalts, und ich ziehe daraus sehr herrliche Vortheile für meine Profeßion. Ich lerne meine rohen Materialien, die ich täglich unter Händen habe, besser als vorhin benutzen, und nicht bloß so zu bearbeiten, wie es unsere Urväter gethan haben. Einige aus diesen Büchern handeln von der Erziehung, und nach diesen Vorschriften bilde ich meine Kinder, und die wenigen Romane, die hier stehen, dienen mich zu belustigen. Abends, wenn ich meine Arbeit vollendet, nehme ich meine Harfe, und spiele darauf einige Stücke, die ich in der Jugend gelernet habe. So verstreicht mir die Zeit, und mein Hausgesinde, das sich um mich versammelt, trinkt und ißt mit mir, und fühlt ein täglich neues Vergnügen.

Haben meine galanten jungen Leser und Leserinnen bey diesen zwey Bildern noch nicht eingeschlafen? — — Ich lese es auf ihren Gesichtern, daß sie böse sind, und über dieß langweilige Gewäsche klagen. Gut: — ich glaube, meine zween rechtschaffnen Männer würden auch über die Langweile klagen, wenn sie den Ergötzungen nach der Mode beywohnen sollten. Einmal kann ich Jedermann versichern, daß ich wahre Originale geschildert. Und was würden wir für Bürger, für wackere Leute in unserm Staate haben, wenn sich unsere Stutzer bequemen könnten, ihre müßige Lebensart zu verlassen, und diesen Originalen nachzuahmen? Trunk, Gesellschaft, Spiel, alles ist gut, aber mit Maaß und nicht beständig zu gebrauchen. Man muß nur nicht seine ganze Lebenszeit dergleichen Tändeleyen, den Besuchen, den Moden, und dem lächerlichen Ceremoniele wiedmen. Und das Frauenzimmer darf ohne pedantisch oder gelehrt zu werden, etliche witzige Bücher, einen Grandison, eine Pamela, Gellerts Schriften u. s. f. lesen, um bey einem witzigen Gespräche nicht völlig stumm bleiben, und mit dem Fächer spielen zu dürfen.

Der braune Esel.

Ein Maler strich zum Spaße einen großen Esel mit brauner Farbe an. Nun sehe ich einem Pferde gleich, dachte sich der Esel, und lief einem Pferdstalle zu. Lange hielt ihn der Stallknecht für eines seiner Pferde, bis er endlich seine Stimme hörte, und seine Ohren sah.

Man hält oft jemanden lange für einen Gelehrten, bis man ihn reden hört, oder seine Schriften liest.

Das Gespenst.

Gargant, der mit der Höll gut umzuspringen wußte,
Und in Beschwörungen ein rechter Meister war,
Gargant, dem jeder Geist genau gehorchen mußte,
Sogar der Teufel selbst, und seine ganze Schaar,
Der oft in einem Krug, der oft in kleinen Säcken
Manch Dutzend Geister schon in Sumpf und Wälder trug,
Gargant blieb neulich doch in seiner Bannkunst stecken,
Und ein verschmitzter Geist ward dem Gargant zu klug.

Die

Die Wahrheit der Geschicht muß mir Hanns Lord erproben,
Hañs Lord, den ein Gespenst schon lang nicht ruhen ließ.
Er sah und hört' es oft im ganzen Schloße toben,
Dieß trieb ihn an, daß er Garganten kommen hieß.
Er kömmt, hört, und bedaurt Hanns Lordens bittre Klagen,
Und fragt sich um des Geists verwegne Thaten um.
Ach, sprach Hanns Lord, und seufzt', ich kann nicht alles sagen,
Der tolle Geist! er rast bey Tag und Nacht herum.
Bald poltert er im Stall, bald lärmt er in der Küchen,
Schmeißt das Geschirr herum, jagt alle Mägde aus;
Bald (O ich weis kaum mehr, wie oft ich schon entwichen?)
Bald reißt er mich vom Bett, und treibt mich aus dem Haus.
Mein Kutscher, der doch sonst trotz zwanzig Reutern fluchet,
Kann sich doch vom Gespenst durch Schelten nicht befreyn.
Kein Winkel im Pallast bleibt von ihm unbesuchet,
Sogar der Keller nicht; es säuft mir allen Wein.
Und kurz: mein ganzes Schloß ist kaum mehr zu bewohnen,
Das vor zehn Jahren noch der schönste Lustort war.

Gargant, befreyt er mich, wie will ich ihn belohnen?
Nichts ist mir je so lieb, ich bieth ihm alles dar.
So sprach Hanns Lord. Gargant, der Geld im Denken zählte,

Ruft noch Hanns Lorden nach, gewiß ich bin der Mann;
O daß es ihnen doch so lang an Mitteln fehlte,
Die Niemand weis, als ich! — Jetzt fieng die Bannkunst an. —

Wer glaubts? gleich kam der Geist auf seine Zauberworte;
Nein, rief er, nein, Gargant, mir wirst du nicht zu schlau!
Mich bannst du nicht von hier. Ich bleib an diesem Orte.
Fort, packe dich! ich bin Hanns Lordens böse Frau.

Bav und Mäv.

Nun will ich Satyren schreiben, sagte Bav. Das beständige Versemachen verdrießt mich endlich.

Du? — — Satyren? — — erwieberte Mäv, du ewiger Gegenstand aller Satyren.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.